



© 2025 live relations PR und Networking GmbH
1060 Wien, Windmühlgasse 26
Alle Rechte vorbehalten

Herausgeber: Florian Keusch, Martin Heimhilcher, Josef F. Toman

Produktion: live relations PR und Networking GmbH

Druck: Bauer Promotion

Layout & Artdirection: Wolfgang Halamiczek

Herstellungsort: Wien

ISBN: 978-3-200-10767-0

DAS FLIEGENDE WC

und andere unglaubliche und
surrile Polizeigeschichten

Florian Keusch / Martin Heimhilcher

Josef F. Toman

VORWORT

4

Liebe Leserinnen und Leser,

die Polizei – ein Berufsfeld, das auf den ersten Blick oft mit Macht und Kontrolle verbunden wird. Doch hinter den Uniformen stecken Menschen, die nicht nur für Schutz und Hilfe sorgen, sondern auch mit den skurrilsten, lustigsten und manchmal unvorstellbarsten Situationen des Alltags konfrontiert werden.

Mit diesem Buch möchten wir Ihnen die heitere, oft überraschende Seite des Polizeidienstes näherbringen. Abseits der brenzligen Einsätze, kniffligen Ermittlungen und ernsten Momente zeigt sich der Polizeialltag auch von einer ganz anderen, menschlichen Seite: voller unvergesslicher Anekdoten und skurriler Begebenheiten, die das Leben in seiner vollen Bandbreite widerspiegeln.

Die gesammelten Geschichten von Wiener Polizistinnen und Polizisten erzählen von diesen Momenten, in denen das Menschliche aufblitzt – mal zum Schmunzeln, mal zum Staunen. Denn dort, wo Menschen zusammenkommen, entsteht nicht nur Drama, sondern auch eine Menge Humor. Besonders dann, wenn man sich plötzlich im „Kampf mit der Schreibmaschine“ oder in einem „Planquadrat der besonderen Art“ wiederfindet. Sie zeigen uns, dass hinter jeder Uniform nicht nur ein Gesetzeshüter steckt, sondern ein Mensch mit Herz, Humor und manchmal auch einem großen Fragezeichen im Gesicht.

Dieses Buch lädt Sie ein, die Polizei von einer neuen Seite kennenzulernen – mit Lachern, Kopfschütteln und vielleicht auch der einen oder anderen Überraschung. Denn auch in den ernsten Momenten des Polizeidienstes gibt es Lichtblicke, die uns zeigen, dass

Lachen manchmal die beste Antwort auf die Herausforderungen
des Lebens ist.

5

Wir hoffen, dass Sie beim Lesen genauso viel Spaß haben wie
wir beim Sammeln dieser Geschichten. Vielleicht erkennen Sie in
diesen Anekdoten ein Stück von sich selbst – oder lernen die Men-
schen hinter den Uniformen auf eine neue Weise kennen.

Viel Vergnügen beim Lesen!

Ihre

Florian Keusch, Martin Heimhilcher und Josef F. Toman

Die feuchtfrohliche Geiselnahme

Großeinsatz! Geiselnahme in einem großen Gemeindebau in Wien. Wir von der WEGA rasten zum Einsatzort, der Bau wurde großräumig abgesperrt. Ein Mann war mit seiner Frau im Stiegenhaus, als diese von fremden Männern in eine Wohnung gezerrt wurde. Niemand reagierte, als der Ehemann gegen die Tür hämmerte. So kam die Meldung vom Ehemann an die Leitstelle. Nachdem die Umgebung abgesichert worden war, betraten wir das mehrstöckige Stiegenhaus. Das Blaulicht und der Aufruhr waren nicht unbemerkt geblieben und so mussten wir einige Hausparteien, manchmal in recht scharfem Ton, ermutigen, in ihren Wohnungen zu bleiben.

Wir versammelten uns vor der genannten Wohnungstür. Ich schlug so fest, wie ich konnte, gegen die Tür und wir brüllten: „Aufmachen! Polizei!“ Aber niemand in der Wohnung reagierte. Wir versuchten es nochmals und eindringlicher, aber keine Reaktion. „Letzte Warnung, dann brechen wir die Tür auf!“ Nichts.

Wir setzten die Ramme an und in kürzester Zeit war die Tür offen. Wir zogen die Waffen und sicherten die Wohnung. Alles war dunkel und still. Als wir im Schlafzimmer ankamen, fanden wir einen Mann im Bett vor, tief schlafend. Wir schüttelten ihn wach und brüllten ihn an: „Wo ist die Frau? Was haben Sie mit der Frau gemacht?“ Der Mann zitterte in seinem Nachthemd und einer Schlafmütze wie Espenlaub und war unfähig, zu antworten. Vielleicht waren es auch die Schlafmittel oder Drogen, denn der Mann war eindeutig geistig nicht fit.

Ich ließ den Meldungsleger, also den Nachbarn, der die Geiselnahme gemeldet hatte, holen. Als dieser ins Stiegenhaus gebracht wurde, rief er aus: „Des is jo die foische Wohnung, es is die zwei Stockwerke drüber, ganz rechts hinten.“

Nachdem wir zuvor zweimal wegen der Türnummer gefragt hatten und ob er sich ganz sicher sei, würde dies ein Nachspiel haben. Aber die Geisel war im Moment wichtiger.

Wir packten uns zusammen, organisierten noch einen Sanitär für den verschreckten Mann in der falschen Wohnung und wiederholten das Prozedere an der – nun hoffentlich – richtigen Wohnungstür. Wieder öffnete niemand. Wir setzten wieder die Ramme an und brachen die Tür auf.

Diesmal war es die richtige Wohnungstür. Nur war die Sachlage ganz anders. Im Schlafzimmer, das übrigens schallgedämmt war, fanden wir mehrere Herren vor, die sich mit der vermeintlichen Geisel lautstark vor einer Videokamera vergnügten. Höchst freiwillig.

Das Einzige, was an dieser Szene trocken war, war der Kommentar des „Kameramanns“: „Wollt’s mitmoch’n, a poar stramme Kerle vertragt’s scho no.“

Der Ehemann wurde stattdessen von uns „strammen Kerlen“ wegen Vortäuschung einer Straftat beamtshandelt.



Die alte Dame ruht in Frieden

Es war ein typischer Wintermorgen in Wien, grau und kühl, als ein Funkspruch hereinkam. Wir sollten zu einem Einfamilienhaus in Stammersdorf fahren. Der Nachbar einer alten Dame hatte Alarm geschlagen. Von einer harmlosen Geschichte bis zu einer laufenden „Home Invasion“ konnte alles drinnen sein. Als wir an der genannten Adresse eintrafen, erwartete uns schon der Nachbar.

Er klang besorgt, weil die alte Frau von nebenan, die sonst jeden Tag zur gleichen Zeit mit ihm am Zaun plauderte, nicht zu sehen war. Aber heute? Nichts.

„Vielleicht ist die Dame beim Arzt oder auf Urlaub?“, fragte ich den Nachbarn. Aber der verneinte: „Urlaub kennt die Frau Maier nur aus'm Prospekt und wenn's einen Arzttermin hätte, wüsst ich das.“

Ich war immer noch skeptisch, aber dann platzte es aus dem Nachbarn heraus: „Außerdem glaub ich, die liegt drinnen und rührt sich nicht. Ich bin über'n Zaun gestiegen und hab durchs Fenster geschaut. Und da hab ich, glaub ich, die Füße gesehen.“

Wir beruhigten den Nachbarn, überstiegen den Zaun und machten uns zu dritt zu besagtem Fenster auf. Die Anspannung stieg.

„Schau, da drüben im Schlafzimmer, da liegt sie einfach, rührt sich nicht“, sagte er leise.

Durch einen Spalt im Vorhang konnte man das Bett sehen. Und tatsächlich, da lag sie, die alte Frau, regungslos, bis zum Kinn zugedeckt. Mein Herzschlag beschleunigte sich und das Gefühl, dass hier etwas nicht stimmte, wurde stärker. Ich klopfte vorsichtig ans Fenster, dann lauter, aber es kam keine Reaktion. „Schrecklich“, murmelte der Nachbar, „gestern noch haben wir geplauscht und heute ...“

Ich zögerte keinen Moment länger. Mit dem Wissen, dass wir schnell handeln mussten, entschieden wir, ins Haus „einzubrechen“. Der Nachbar nickte zustimmend. Mein Kollege blieb beim Nachbarn.

Ich machte mich auf den Weg zur Kellertreppe und fand ein kleines Fenster, das ich mit einem kräftigen Schlag mit dem Knauf meiner Taschenlampe aufbrach. Der Wind trug das Klirren des zerbrechenden Glases durch die leere Gasse und ich kletterte hinein. Es war dunkel und kühl, aber ich fand schnell den Weg zur Kellertür und ließ meinen Kollegen hinein. Der Nachbar trottete langsam und vorsichtig hinterher. Aber es war eine Notsituation und unsere Priorität lag bei der alten Dame.

Wir gingen zusammen die enge Treppe hoch, die Spannung war fast greifbar. Wir kündigten unser Kommen mit „Polizei, ist alles in Ordnung?“ an. Aber niemand antwortete. Als wir im Schlafzimmer angekommen waren, stand gefühlt die Zeit still. Die alte Dame lag noch immer so da, als hätte sie nichts von der Welt um sie herum mitbekommen. „Na, das ist’s dann wohl“, flüsterte der Nachbar, den Tränen nahe. Aber noch wollten wir die Hoffnung nicht aufgeben. Vorsichtig trat ich ans Bett, der Boden knarrte unter meinen Schritten. Ich beugte mich vor, um zu sehen, ob wirklich alles vorbei war. Aber da rührte sich nichts mehr.

Und so standen mein Kollege, der Nachbar und ich am Bett Spalier und legten eine Gedenkminute ein, bevor wir den Totenbeschauarzt verständigen wollten. Den Tod dürfen nur Totenbeschauärzte feststellen, aber wir nicht.

Aus gutem Grund, wie wir sehr bald feststellen sollten.

Denn während unserer Gedenkminute durchbrach plötzlich, wie aus dem Nichts, ein lautes Schnarchen die unheimliche Stille.

Wir zuckten alle zurück. Der Nachbar stieß einen Schreckensschrei aus. Die alte Dame riss die Augen auf, konnte die Situation natürlich nicht richtig erfassen und schrie aus voller Kehle: „Hilfe! Hilfe! Polizei!“

Nun, die war schon da. Wir versuchten, die aufgeregte Frau zu beruhigen und das Missverständnis aufzuklären. Sie hatte von ihrem Hausarzt ein neues Schlafmittel verschrieben bekommen, das so richtig eingefahren ist.

Zum Glück war sie eine „g’standene“ Floridsdorferin und nahm

das Vorkommnis, als der erste Schreck überwunden war, mit Humor.

Für tot erklärt zu werden und schon vorab eine Gedenkminute von zwei Polizisten gespendet zu bekommen, war eine Geschichte für den Pensionistenklub, die sie sicher ausführlich zum Besten geben würde, wie sie uns mitteilte.

Die nackte Leiche, die sich verwandelte

Eine bekannte Dame des horizontalen Gewerbes sei verstorben und liege nackt auf ihrem Bett. „Nichts für schwache Nerven“, dachte ich mir, während ich mich mit meinem älteren Kollegen, der die Verstorbene ebenfalls gut kannte, auf den Weg machte. Als wir ankamen, erwartete uns bereits die Anruferin, eine etwa 50-jährige Bekannte der Verstorbenen, mit einem Gesichtsausdruck irgendwo zwischen Sorge und Genervtheit.

„Dort drüben liegt sie, ganz ruhig. Ich hab’ sie so gefunden“, sagte sie und führte uns in das Schlafzimmer. Als wir den Raum betraten, fiel unser Blick sofort auf den leblosen Körper der Dame, die regungslos auf dem Bett lag – nackt, wie es ihre Art gewesen war. Mein Kollege, der sie wohl besser kannte, als ihm in diesem Moment lieb war, starrte sie an und sagte schließlich: „Also, die war doch noch gestern putzmunter ...“

Beide standen wir da, unsicher, ob wir das wirklich ernst nehmen sollten. Alles deutete darauf hin, dass die Frau tot war – aber irgendetwas fühlte sich seltsam an. Ich war gerade dabei, den Notruf für den Totenbeschauarzt abzusetzen, als plötzlich ein Zucken durch den Körper der vermeintlich Toten ging. Mein Kollege und ich erstarrten. Hatte sie sich gerade bewegt?

Und dann passierte es: Mit einem Satz sprang die „Tote“ auf, riss die Augen auf und rief laut: „Ich bin ein Chamäleon!“ Mein Kollege, der nicht nur überrascht, sondern auch merklich erschrocken

war, machte auf dem Absatz kehrt und rannte aus dem Zimmer. Aber die Dame ließ sich nicht abschütteln. „Hansi! Hansi, komm zurück!“, schrie sie, während sie ihm, immer noch nackt, hinterherlief.

Ich stand da, unfähig, das Lachen zu unterdrücken, während mein Kollege, rot im Gesicht und sichtlich überfordert, versuchte, im Laufschrift seine Kollegen zu verständigen. „Brauche Verstärkung! Werde von nackten Prostituierten verfolgt!“, keuchte er ins Funkgerät, aber die Antwort, die zurückkam, bestand aus hemmungslosem Gelächter.

Als wir endlich Verstärkung erhielten, wurde die Verfolgungsjagd, die durch den halben Häuserblock führte, beendet. Die „Chamäleon-Dame“ wurde von den Kollegen „sichergestellt“ und nach Gugging gebracht, während mein Kollege noch mit weichen Knien die Worte stammelte: „Des war mein letzter Einsatz in dem Viertel, des schwör’ i.“

Die Tücken der Erfahrung

„Stehen bleiben! Kontrolle! Führerschein und Zulassungsschein, bitte!“ Die Worte waren kaum über meine Lippen, als ich schon den Blick meines älteren Kollegen im Nacken spürte. Er stand da, die Arme verschränkt, und beobachtete mich mit einem spöttischen Gesichtsausdruck. Man konnte in seinem Gesicht lesen, dass er mir, dem Jungpolizisten, noch nichts zutraute.

Der Traktorfahrer, ein zäher Wiener Bauer – ja, das gibt es – mit einem Gesicht, das mehr Geschichten erzählte als so mancher Kriminalroman, zog gelassen seine Papiere hervor. „Wos is, Herr Inspektor?“, fragte er mit einem Lächeln, als wäre das alles nur ein kleines Spiel.

Doch bevor ich antworten konnte, übernahm schon mein Kollege die Führung der Amtshandlung.

„Sie haben da sicher zu viel geladen“, schoss mein Kollege mit seiner gewohnt nasalen Stimme heraus, noch bevor ich auch nur einen Blick in die Papiere werfen konnte. „Das seh ich doch auf den ersten Blick!“

Der Bauer grinste breit. „Des kann net sein. Das san zwa Tonnen Stroh und Stroh is jo viel leichter als Holz.“

Mein Kollege, der seine „Erfahrung“ wie einen Schild vor sich hertrug, überflog den Zulassungsschein. „Na gut, schaut alles in Ordnung aus“, murmelte er, sichtlich zufrieden mit seiner eigenen Einschätzung. „Aber nächstes Mal vielleicht a bisserl weniger, nur zur Sicherheit.“

Der Bauer nickte höflich, startete den Traktor und fuhr langsam weiter, während ich innerlich mit mir rang. Der Zulassungsschein zeigte eindeutig ein höchstzulässiges Gesamtgewicht von 3500 kg, und das war mit Sicherheit überschritten. Doch noch bevor ich etwas sagen konnte, winkte mich mein Kollege ab. „Lern erst mal, Bua. Erfahrung kannst halt net kaufen.“ Und weiter: „Des war ja nur Stroh.“

Ich biss mir auf die Zunge, folgte ihm zurück zum Streifenwagen und schwor mir, dass ich beim nächsten Mal nicht so leicht den Mund halten würde. Denn eines war sicher: Manchmal wiegt „Erfahrung“ weniger als ein überladener Traktor voller Stroh.



Eine Lektion am Würstelstand

Am Würstelstand in Klosterneuburg war immer was los, besonders an den Tagen, an denen die immer gleichen Typen auftauchten. Unter ihnen war einer, der besonders laut war; ein Trunkenbold, der regelmäßig mit dem Auto kam und sich einen Spaß daraus machte, über mich, den jungen Polizisten, herzuziehen. Jedes Mal, wenn ich auf Streife vorbeikam, konnte ich sicher sein, dass er irgendeinen blöden Spruch losließ. Aber ich ließ mir nichts anmerken.

Zwar versuchten wir, ihn im Rahmen unserer Möglichkeiten bei der – sicher alkoholisierten – Heimfahrt mit dem Auto zu erwischen. Aber er hatte immer Glück.

Aber jede Glückssträhne hat ihr Ende.

Der oberschlauwe Trinker stellte sein Auto genau in ein Halte- und Parkverbot. Eine Einladung, die ich nicht ausschlagen konnte. Also schrieb ich ihm eine Anzeige und steckte sie hinter die Windschutzscheibe. Aber das war keine gewöhnliche Anzeige. Ich fügte eine kleine Bemerkung hinzu: Der Betroffene könne die Anzeige innerhalb der nächsten Stunden bei der Polizeiinspektion beeinspruchen.

Keine Stunde später stand er in der Inspektion, der Trinker des Würstelstands, noch leicht schwankend, aber sichtlich aufgebracht. Natürlich landete er direkt bei mir. „Was soll das mit dem Falschparken, du Häusl?“, raunzte er, als er mich erkannte.

Ich blieb freundlich, kein bisschen nachtragend. „Na, das klären wir gleich“, sagte ich ruhig. „Aber erzählen Sie mir zuerst, wie Sie hergekommen sind. Und ob Sie auch ordentlich geparkt haben.“

Der Mann, immer noch sicher, die Oberhand zu haben, antwortete stolz, dass er natürlich mit dem Auto gekommen sei und selbstverständlich korrekt geparkt habe. Ich nahm das alles ganz offiziell zu Protokoll und ließ ihn das schriftlich bestätigen.

„Gut“, sagte ich dann. „Jetzt machen wir noch eine kleine Alkoholkontrolle, sicher ist sicher.“ Sein Gesichtsausdruck wechselte schlagartig von Selbstsicherheit zu Panik. Zu Recht, wie sich her-

ausstellte: 1,8 Promille. Das Ergebnis sprach für sich.

Der Rest war schnell erledigt. Führerschein weg, eine saftige Strafe obendrauf. Am Ende hatte er noch das Glück, dass sein Auto diesmal wirklich ordentlich geparkt war – sonst hätte er auch dafür noch eine Strafe kassiert.

Seit diesem Vorfall herrschte am Würstelstand eine neue Stimmung. Kein Hohn, keine dummen Sprüche mehr. Stattdessen murmelte die Truppe nur noch ein gedämpftes „Habe die Ehre, Herr Inspektor“, wenn ich vorbeikam.

Blasen zahlt sich nicht aus

Es hätte eine ganz normale Kontrolle werden können, aber es kam anders. Wie jeden Samstagmorgen war ich an der örtlichen Tankstelle in Donaustadt, um den Streifenwagen zu waschen. Da bemerkte ich einen Mann, der aus dem Tankstellenbuffet kam und zu seinem Auto ging. Er stieg ein, startete den Motor und fuhr los – allerdings ohne den Blinker zu setzen.

„Na super, schon wieder einer, der's mit den Verkehrsregeln nicht so genau nimmt“, dachte ich mir. Also beschloss ich, ihm nachzufahren und ihn auf den nicht gesetzten oder defekten Blinker hinzuweisen. Nach knapp dreihundert Metern hatte ich ihn eingeholt und angehalten.

Kaum hatte ich die Tür meines Wagens geöffnet, kurbelte der Mann das Fenster seines Autos einen Spalt herunter. Ohne mich auch nur zu Wort kommen zu lassen, warf er mir mit fahriger Hand seinen Führerschein entgegen und sagte mit einem schiefen Grinsen: „Blasen zahlt sich nicht aus.“

Er roch nach Alkohol und die Fahne, die mir entgegenschlug, bestätigte meine Vermutung. Anstatt ihn nur auf den Blinker hinzuweisen, griff ich zum Alkotester.

Das Ergebnis war eindeutig: 1,5 Promille. Insofern hat sich das Blasen dann doch ausgezahlt.

Eine Grille für die Ewigkeit

Es war einer dieser lauen Sommerabende, die sich in einer Stadt wie Wien besonders schön anfühlen. Die Sonne war längst hinter den Dächern verschwunden und die nächtliche Ruhe hatte sich wie eine Decke über die Stadt gelegt. Sogar der Funkwagen, in dem wir saßen, schien zu schnurren wie eine zufriedene Katze. Es war eine dieser Nächte, in denen die Straßen still und menschenleer sind und die einzigen Geräusche von weit entfernten Zügen oder gelegentlich hupenden Autos stammen. Kurz gesagt, es war friedlich. Zu friedlich, wie man so sagt.

Unsere Schicht verlief bis dahin erstaunlich ruhig. Nicht einmal die typischen nächtlichen Anrufe wegen streitender Nachbarn oder lauter Partys hatten uns erreicht. Aber dann, wie aus dem Nichts, meldete sich die Zentrale: eine Lärmbeschwerde und das ausgerechnet in einem ruhigen Wohnviertel. Unser erster Gedanke: Das wird schnell erledigt sein. Einmal hinfahren, nachsehen, vielleicht ein paar Jugendliche ermahnen und dann wieder zurück zur Kaffeetasse im Revier. Doch wie sich herausstellen sollte, war dieser Einsatz weitaus skurriler, als wir es uns hätten vorstellen können.

Am Einsatzort angekommen, begrüßte uns eine geradezu unheimliche Stille. Kein lautes Gelächter, keine dröhnende Musik, nicht einmal das Geklapper von Geschirr. Wir saßen da, lauschten in die Nacht hinein und tauschten ratlose Blicke aus. „Vielleicht haben die Leute den Lärm schon selbst abgestellt“, mutmaßte mein Kollege. Doch bevor wir wieder umdrehen konnten, beschlossen wir, die beschwerdeführende Dame über die Gegensprechanlage zu kontaktieren.

Eine kratzige Stimme meldete sich. „Ja, wer ist da?“

„Polizei, Frau ... äh ...“ Ich überflog den Einsatzbericht. „Frau Mayer. Sie hatten sich über Lärm beschwert?“

„Endlich!“, kam die Antwort von oben. „Ja, der Lärm ist unerträglich!“

Wir blickten uns an. Der Wind raschelte leicht in den Bäumen und weit entfernt hörte man das Murmeln eines Bächleins. Doch sonst: absolute Stille. Kein Lärm weit und breit.

„Frau Mayer, wir können leider keinen Lärm hören. Vielleicht hat es sich ja schon beruhigt?“

„Wie bitte?“, fauchte die Stimme. „Warten Sie, ich komme runter!“

Und dann, in einem Moment, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde, sahen wir sie: Eine Frau mittleren Alters, im Morgenmantel, dessen unterer Teil hinter ihr herschwebte, stolzierte mit erhobenem Haupt auf uns zu. Es war, als würde sie einen besonders dramatischen Auftritt für eine Theaterbühne hinlegen.

„Das gibt es doch nicht!“, rief sie und fuchtelte mit den Armen. „Wie können Sie das nicht hören? Der Lärm ist doch unerträglich! Machen Sie endlich was!“

Wir standen wie die sprichwörtlichen Ölgötzen da und lauschten erneut. Nichts. Nur, Moment ... da war doch was? Ein leises, rhythmisches Geräusch, kaum wahrnehmbar. Aber ja, da war es: ein leises Zirpen.

„Frau Mayer“, setzte ich vorsichtig an, „könnten Sie uns bitte genau erklären, was Sie hören?“

„Jetzt!“, rief sie. „Jetzt hört man es wieder! Hören Sie das nicht?“

„Das ... das Zirpen?“, fragte ich vorsichtig.

„Ja! Genau! Dieses furchtbare Geräusch!“, triumphierte sie.

Mein Kollege und ich tauschten einen fraglichen Blick. Ich trat einen Schritt näher an sie heran und sagte so ruhig wie möglich: „Frau Mayer, das ist das Zirpen einer Grille.“

„Eine was?“, fragte sie entsetzt.

„Eine Grille“, wiederholte ich geduldig, „ein Insekt, das vor allem in den Sommermonaten zirpt.“

Ihr Blick wechselte von Verwirrung zu Ärger. „Was eine Grille ist, ist mir egal! Stellen Sie das sofort ab!“

In diesem Moment, mit der ganzen Tragweite ihrer Forderung konfrontiert, konnten wir einfach nicht anders, als kurz zu lachen. Doch als wir ihren wütenden Blick sahen, verging uns das Lachen

schnell wieder.

„Frau Mayer“, setzte mein Kollege an, „leider können wir da nichts tun. Grillen ... sie ... äh ... gehören zum Sommer. Vielleicht schließen Sie das Fenster, wenn es zu laut wird?“

Mit einem empörten Schnauben drehte sie sich um, der Morgenmantel schwang dramatisch hinter ihr her und sie marschierte zurück in ihr Haus. Noch einmal drehte sie sich um und rief: „Ich werde mich beschweren!“

Wir sahen ihr nach, wie sie in ihrem Haus verschwand, und tauschten ein weiteres Mal fragliche Blicke aus. „Weißt du“, sagte ich schließlich, „vielleicht sollten wir uns das nächste Mal Gehörschutz mitnehmen. Für die Grille.“

Es war die Art von Einsatz, die man nicht so schnell vergisst. Und während wir zurück zum Revier fuhren, zirpte die Grille fröhlich weiter.

Die unerwartete Bitte am frühen Morgen

Es war ein kühler Morgen in der Stadt, kurz bevor der hektische Alltag richtig in Schwung kam. Die Straßen waren noch ruhig, nur vereinzelt sah man Menschen, die ihrer Arbeit nachgingen oder einen morgendlichen Spaziergang machten. Es war gerade mal kurz nach sieben Uhr, ein Wochentag wie jeder andere, und auf der Polizeiinspektion herrschte noch eine entspannte Atmosphäre. Die Kollegen und ich bereiteten uns auf den bevorstehenden Tag vor, als plötzlich die Tür zur Wache aufging und ein etwas älterer Mann, begleitet von einem noch älteren Herrn, der wohl sein Vater war, hereinkam.

„Entschuldigen Sie, aber ich brauche dringend Ihre Hilfe“, begann der Sohn mit zitternder Stimme. Ich lächelte ihn freundlich an. „Natürlich, wie kann ich Ihnen helfen?“, fragte ich.

Er holte tief Luft, als müsste er seine Gedanken sortieren, und

erklärte dann: „Es geht um meinen Vater. Er ist 90 Jahre alt und braucht dringend Batterien für sein Hörgerät. Aber die Drogerie hat noch geschlossen und ohne diese Batterien kann er überhaupt nichts hören.“ Die Sorge um seinen Vater war ihm deutlich anzusehen. Es war klar, dass ihm das Wohl seines Vaters sehr am Herzen lag.

Doch kaum hatte er das Wort „Drogerie“ ausgesprochen, wurden die Augen des Vaters groß und er schaute sich hektisch um. „Wos? Drogen? Wo san die Drogen? I hob nix mit Drogen am Hut!“

Der Sohn wurde rot im Gesicht, während ich mir ein Lachen kaum verkneifen konnte. „Nein, Papa, Drogerie, nicht Drogen!“

Der Vater, nun völlig aufgewühlt, blickte nervös um sich. „Drogen? I hob nix g’mocht, des schwör i!“

Ich schaute auf die Uhr und stellte fest, dass es tatsächlich noch früh war. Die meisten Geschäfte hatten noch nicht geöffnet und es war offensichtlich, dass der Mann in seiner Aufregung viel zu früh losgegangen war. „Es tut mir leid, aber um diese Uhrzeit sind die meisten Geschäfte noch geschlossen“, erklärte ich ihm sanft. „Die Drogerie wird sicher in einer Stunde oder etwas später öffnen.“

Der ältere Mann nickte langsam, aber die Erleichterung, die ich erwartet hatte, stellte sich nicht ein. Stattdessen blieb die Sorge in seinem Blick. „Mein Vater ist vollkommen auf das Hörgerät angewiesen. Sie sehen ja eh, was er ohne Hörgerät aufführt“, fügte er im Flüsterton hinzu.

Ich überlegte kurz. Die Situation war klar: Dieser Mann brauchte Hilfe, und zwar sofort. Da kam mir die Idee, dass ein Drogeriemarkt in der Nähe bereits geöffnet haben könnte. Vielleicht hatten sie dort die passenden Batterien.

„Wissen Sie was?“, sagte ich schließlich entschlossen. „Ich rufe mal bei der Drogerie um die Ecke an und frage, ob sie die Batterien auf Lager haben. Wenn ja, könnten wir gleich gemeinsam hingehen und Sie bekommen die Batterien für Ihren Vater.“

Der Sohn sah mich mit einem Ausdruck tiefer Dankbarkeit an. Ich griff zum Telefon und rief die Drogerie an. Zu meinem Glück hatten sie die benötigten Batterien tatsächlich vorrätig und das

Geschäft war bereits geöffnet. „Perfekt“, sagte ich, nachdem ich aufgelegt hatte. „Sie haben die Batterien da. Lassen Sie uns losgehen.“

Wir machten uns gemeinsam auf den Weg zur Drogerie, wobei der Vater immer wieder über seine Schulter blickte, als würde er erwarten, dass gleich jemand hinter ihm her wäre. „Papa, beruhig dich, es geht wirklich nur um dein Hörgerät“, versuchte der Sohn, ihn zu besänftigen.

Im Laden angekommen, besorgten wir die Batterien und ich konnte sehen, wie die Anspannung langsam von dem Sohn abfiel. Der Vater hingegen blieb skeptisch und fragte laut – auch wenn er vermutlich dachte, dass er flüstert: „Und die Drogen?“

Ich lächelte beide an und antwortete laut: „Es war mir eine Freude, Ihnen zu helfen.“

Mit einem festen Händedruck verabschiedete sich der Sohn, während der Vater immer noch ungläubig dreinblickte.

Ein Licht im Dunkeln: Die Geschichte einer neuen Taschenlampe

Es war einer dieser ruhigen Abende im Streifenwagen. Die Stadt war still, die Straßen leer und wir fuhren eine eher ereignislose Runde, als plötzlich das Funkgerät auflebte. „Fahren Sie bitte zur Singrienergasse. Die Anruferin gibt an, dass im unbewohnten Wohnhaus gegenüber ihrer Wohnung Licht brennt.“ Die Stimme aus der Funkstelle klang klar und deutlich und ich warf meinem Kollegen auf dem Beifahrersitz einen kurzen Blick zu. Wir waren schon auf alles Mögliche vorbereitet, aber das klang nach einer dieser „Routine“-Angelegenheiten, die oft nichts Spannendes bereithalten.

Trotzdem griff ich mit einem Hauch von Ironie zum Funkgerät und antwortete: „Verstanden, mein Kollege freut sich schon, er hat nämlich eine neue Taschenlampe.“ Im Wagen konnte ich das Grin-

sen meines Kollegen sehen, während er eine Augenbraue hob und leicht den Kopf schüttelte.

Kurz herrschte Stille in der Funkstelle, bevor das Lachen des Disponenten über den Lautsprecher hallte. „Ja, perfekt“, kam die Antwort. „Dann kann er diese gleich ausprobieren.“ Ich musste selbst grinsen, schaltete das Blaulicht ein und wir machten uns auf den Weg zur besagten Adresse. Während wir durch die nächtlichen Straßen fuhren, konnte mein Kollege, der auf dem Beifahrersitz saß, nicht anders, als einen bewundernden Blick auf seine neue Errungenschaft zu werfen. Er hatte sich erst kürzlich eine neue Taschenlampe gekauft, ein hochmodernes Modell mit beeindruckender Leuchtkraft. Man konnte sehen, dass er darauf brannte, sie endlich in Aktion zu erleben.

Als wir bei der Adresse ankamen, parkten wir den Wagen in einer Seitenstraße und stiegen aus. Es war dunkel und das alte Wohnhaus, auf das wir zugehen, wirkte verlassen und ein wenig unheimlich. Ein schwaches Licht, das aus einem der Fenster fiel, verlieh dem Gebäude einen noch mysteriöseren Anstrich. „Na, sieht so aus, als hätten wir doch etwas zu tun“, sagte mein Kollege mit einem Hauch von Spannung in der Stimme, während er die Taschenlampe aus seiner Tasche zog. Mit einem schnellen Klick aktivierte er das Gerät und ein mächtiger Lichtstrahl durchbrach die Dunkelheit.

Langsam und vorsichtig näherten wir uns dem Haus. Das Licht der Taschenlampe tanzte über die Wände und Fenster. Wir überprüften die Türen und Fenster, suchten nach einem möglichen Zugang, doch alles schien verschlossen zu sein. Das unheimliche Licht im Inneren des Hauses blieb konstant und je näher wir kamen, desto stärker wurde die Spannung.

„Da drinnen brennt wirklich Licht“, murmelte ich, während ich das Fenster des Erdgeschosses fixierte. „Frage ist nur, ob das jemand absichtlich eingeschaltet hat.“

Mein Kollege nickte zustimmend und wir setzten unsere Untersuchung fort. Schließlich entdeckten wir eine offene Kellertür.

Vorsichtig stiegen wir die knarrenden Stufen hinab, immer auf der Hut. Im Keller angekommen, bemerkten wir, dass das Licht tatsächlich aus einem der oberen Stockwerke stammte. Ohne ein Wort zu verlieren, folgten wir dem schwachen Schein die Treppe hinauf, wobei die Taschenlampe den Weg erhellte.

Als wir im zweiten Stock ankamen, stießen wir auf eine offene Tür, hinter der ein kleiner Raum lag. Und da stand sie – eine alte Stehlampe, die ihr schwaches Licht in den Raum warf.

„Das ist es also“, sagte ich, während wir uns die Lampe genauer ansahen. „Jemand hat einfach das Licht angelassen.“

Nach einer schnellen Durchsuchung des restlichen Hauses war klar, dass es kein Zeichen eines Einbruchs oder einer unbefugten Person gab. Die Lampe schien schon seit geraumer Zeit dort zu stehen und es war wohl jemandem einfach entfallen, das Licht auszuschalten.

„Falscher Alarm“, stellte mein Kollege fest und schaltete die alte Lampe aus. „Aber wenigstens konnte ich meine neue Taschenlampe ausprobieren.“

Als wir das Haus verließen und zum Streifenwagen zurückgingen, war die Stimmung locker. Der Abend hatte zwar nicht die erhoffte Aufregung gebracht, aber zumindest hatten wir das Rätsel um das Licht gelöst.

Zurück im Wagen griff ich zum Funkgerät und meldete: „Das Licht im Wohnhaus ist gelöscht, keine verdächtigen Personen vor Ort. Mein Kollege ist übrigens sehr zufrieden mit seiner Taschenlampe.“

Ein nächtlicher Einsatz voller Missverständnisse

Es war mitten in der Nacht und der Funkspruch, der reinkam, ließ uns sofort aufhorchen: „Frau schreit um Hilfe!“ Na super, dachten wir, mitten in der Nachtruhe wird's auf einmal aufregend.

Wir schmissen den Streifenwagen an und düsten los, der Gedanke an eine mögliche Rettungsaktion ließ das Adrenalin ordentlich hochschießen.

Die Straße, in der der Hilferuf gemeldet worden war, lag in einem dieser ruhigen Wohnviertel, wo man normalerweise keinen Mucks hört. Nicht mal die Straßenlaternen gaben mehr als ein schwaches Leuchten von sich und die Stille war so dick, dass man sie schneiden konnte. Wir stellten den Motor ab, um besser hören zu können, und lauschten angestrengt in die Nacht.

Zuerst war nichts zu hören. Kein Geräusch, kein Hilferuf, nichts. Aber gerade, als wir dachten, es könnte ein Fehlalarm gewesen sein, hörten wir doch etwas. Irgendwelche gedämpften Laute kamen aus einem offenen Fenster im dritten Stock. Wir horchten genauer hin und was zuerst wie ein Hilferuf klang, entpuppte sich schnell als etwas völlig anderes. Es war, als würden zwei Menschen versuchen, eine Herde wilder Tiere in einem viel zu kleinen Zimmer zu bändigen. Ein aufgeregtes Stöhnen und Röhren, das eindeutig nichts mit Not zu tun hatte – außer vielleicht, dass sie sich gegenseitig den Atem raubten.

Die Geräuschkulisse war eindeutig und ließ wenig Raum für Missverständnisse: Da waren zwei Leute, die sich nicht gerade leise ihrer Zuneigung hingaben – und das bei offenem Fenster.

Trotzdem, wir waren ja Profis und mussten der Sache nachgehen – schließlich hatte jemand die Polizei gerufen. Also marschierten wir ins Gebäude und klingelten an der besagten Wohnungstür.

Es dauerte ein bisschen, aber schließlich öffnete ein junger Mann die Tür, noch leicht außer Atem und sichtlich verwirrt, warum die Polizei um diese Uhrzeit vor seiner Tür stand. Ich setzte mein dienstliches Gesicht auf und erklärte ihm, dass es eine Meldung über Hilferufe aus seiner Wohnung gab.

Der arme Kerl wurde puterrot, als er begriff, was los war. Er murmelte irgendwas von wegen „Ich versteh das Problem“, während er sich nervös durch die Haare fuhr. Klar war, dass ihm das Ganze ziemlich peinlich war.

„Schauen Sie“, sagte ich so professionell wie möglich, „wir verstehen, dass es da vielleicht ein kleines Missverständnis gab. Aber Ihre Nachbarn könnten beim nächsten Mal wirklich glauben, dass hier jemand in Gefahr ist.“

Er nickte schnell und versprach hoch und heilig, beim nächsten Mal das Fenster zuzumachen oder es zumindest etwas leiser anzu-gehen.

Dieser Einsatz, der so ernst angefangen hatte, endete mit einer Geschichte, die man sich noch lange erzählen würde.

Eine Weihnachtsüberraschung der besonderen Art

Es war mitten in den Weihnachtsfeiertagen, als wir zu einem Einsatz gerufen wurden. Der Grund: Unfallbefürchtung in einer Wohnung. Solche Einsätze lassen einen immer aufhorchen, besonders wenn man bedenkt, dass viele ältere Menschen während der Feiertage allein sind. Es war also keine Zeit zu verlieren und wir machten uns sofort auf den Weg zur angegebenen Adresse.

Als wir an der besagten Wohnung ankamen, überprüften wir das zentrale Melderegister und stellten fest, dass hier eine ältere Dame lebte – stolze 94 Jahre alt. Unsere Sorgen wuchsen, denn in diesem Alter konnte ein Sturz oder ein Unfall schnell schwerwiegende Folgen haben. Wir eilten zur Wohnungstür und klopfen energisch, während wir gleichzeitig die Klingel betätigten.

Es dauerte ein wenig, doch schließlich hörten wir von drinnen eine leise Stimme, die uns mit einem lang gezogenen „I kum scho!“ beruhigte. Erleichterung machte sich breit, denn offensichtlich war die Dame bei Bewusstsein und konnte sich bewegen. Dennoch blieb eine gewisse Anspannung, bis wir sicherstellen konnten, dass es ihr wirklich gut ging.

Wenige Augenblicke später öffnete die ältere Dame die Tür. Sie blickte uns mit einem freundlichen, aber leicht verwirrten Lächeln

an und begrüßte uns mit den Worten: „Kumts ihr putzen?“

Meine Kollegen und ich konnten uns ein Schmunzeln nicht verkneifen. Die Vorstellung, dass wir in voller Polizeiuniform zum Putzen gekommen seien, war so absurd, dass es die angespannte Situation ein wenig auflockerte. Wir erklärten der Dame freundlich, dass wir nicht zum Putzen gekommen waren, sondern weil wir einen Alarm erhalten hatten und uns Sorgen um ihr Wohl machten.

Es stellte sich heraus, dass der Alarm von ihrem iPhone ausgegangen war. Sie hatte versehentlich den Notrufknopf aktiviert, vermutlich ohne es zu merken. Die Technik hatte schnell reagiert und uns alarmiert, doch zum Glück war alles in Ordnung. Wir boten der Dame an, ihr mit dem iPhone zu helfen und sicherzustellen, dass der Alarm nicht versehentlich wieder ausgelöst wurde.

Die ältere Dame war sichtlich erleichtert und vor allem dankbar für unsere Hilfe. „Es is alles so kompliziert mit diesen neuen Geräten“, sagte sie und schüttelte den Kopf. „Früher hob i sowas net braucht.“

Wir halfen ihr, das iPhone richtig einzustellen, und erklärten ihr, wie sie den Alarm in Zukunft vermeiden konnte. Es war ein einfacher Handgriff, aber für die ältere Dame eine große Erleichterung. Sie bedankte sich herzlich bei uns und bot uns sogar Weihnachtskekse an, die sie selbst gebacken hatte.

Nach einem kurzen Plausch verabschiedeten wir uns schließlich, sicher in dem Wissen, dass es der Dame gut ging. „Kumts ihr putzen?“ – Dieser Satz würde uns noch lange in Erinnerung bleiben.

Der Hackenmann und das unglückliche „Hoppala“

Ein typischer Nachmittag in Wien – die Sonne stand hoch am Himmel und die Stadt war in eine angenehme, sommerliche Ruhe gehüllt. Gerade als ich dachte, es könnte ein entspannter Dienst

werden, meldete sich das Funkgerät lautstark: „Mann mit Hacke bedroht Leute vor dem Billa. Sofortiger Einsatz erforderlich!“

Da war es also vorbei mit der Ruhe. Gemeinsam mit meinen beiden Kollegen machten wir uns sofort auf den Weg. Noch auf dem kurzen Fußmarsch vom Wachzimmer zum Einsatzort malte ich mir aus, was uns erwarten könnte. Man geht ja oft vom Schlimmsten aus, doch noch war keine Rede davon, die Unterstützung der WEGA anzufordern. Doch als wir ankamen, sahen wir, dass die Sache ganz anders lag.

Vor dem Billa stand ein Mann, ein stadtbekannter Obdachloser, der eine Hacke fest in der Hand hielt. Einige Passanten hatten sich in sicherem Abstand postiert und beobachteten das Geschehen mit misstrauischen Blicken. Doch kaum erblickte uns der Mann, ließ er die Hacke fallen, als wäre sie siedend heiß.

„Ich hab sie nur gefunden!“, rief er uns entgegen, bevor wir überhaupt näherkommen konnten. Ich sah zu meinen Kollegen und wir alle verstanden uns wortlos: Hier lag wohl kein Verbrechen vor, sondern eine unglückliche Verkettung von Umständen.

„Na gut“, sagte ich, „dann kommst einmal mit uns zur Identitätsfeststellung.“ Der Mann nickte, offensichtlich erleichtert, dass er uns nicht weiter überzeugen musste. Wir bildeten eine kleine Prozession – der Obdachlose in der Mitte, zwei Kollegen an seiner Seite und ich ging leicht voraus. So machten wir uns zu Fuß auf den Weg zurück zum Wachzimmer.

Doch schon nach wenigen Schritten bemerkte ich, dass unser Begleiter immer langsamer wurde und Bewegungen mit seinem Mund machte. Anfangs war es nur ein leichtes Schlurfen, aber bald hatte er ein Tempo erreicht, das kaum noch als Gehen zu bezeichnen war, während er mit seinen Fingern in seiner Mundhöhle stocherte. Ich konnte sehen, wie meine Kollegen sich fragten, was das sollte. Schließlich trat einer von ihnen etwas näher und klopfte dem Mann leicht auf den Rücken. „Komm, ein bisschen schneller bitte.“

In dem Moment, als die Hand meines Kollegen den Rücken des Mannes berührte, geschah es: Mit einem leisen „Plopp“ schoss

plötzlich etwas aus seinem Mund und landete direkt vor meinen Füßen auf dem Boden. Wir alle blieben wie angewurzelt stehen und starrten auf das Objekt. Es dauerte einen Moment, bis ich realisierte, was da lag – eine Zahnprothese!

Der Mann, der die ganze Situation offenbar weniger dramatisch sah als wir, zuckte nur mit den Schultern, bückte sich gemächlich, hob die Prothese auf und sagte mit einem verschmitzten Lächeln: „Hoppala.“

Meine Kollegen und ich blickten uns an und mussten grinsen.

Der Mann, völlig unbeeindruckt von dem Vorfall, steckte seine Zahnprothese in das Billasackerl, das er bei sich trug, und wir setzten unseren Weg fort – diesmal alle ein wenig schneller.

Als wir das Wachzimmer erreichten, war die Stimmung längst gelöst. Wir führten die Identitätsfeststellung durch und wie es sich herausstellte, hatte der Obdachlose die Hacke wirklich nur gefunden. Wobei sich uns die Frage stellte, wer eine Hacke auf offener Straße einfach liegen lässt. Dieses Rätsel ließ sich leider nicht lösen.

Ein ungewöhnlicher Fund im Wachzimmer: Die Geschichte eines verlorenen Lächelns

Vor vielen Jahren, als er noch ein junger Polizist war und seine ersten Schritte im Dienst auf einer kleinen, beschaulichen Polizeiinspektion machte, erlebte er eine der kuriosesten Begegnungen seiner Karriere. Es war einer dieser Tage, an denen nicht viel los war und die Zeit im Wachzimmer langsam verstrich. Die Kollegen unterhielten sich über Belangloses und die Stimmung war gelassen.

Plötzlich öffnete sich die Tür zum Wachzimmer und ein älterer, etwas ungepflegter Mann trat ein. Er hatte einen leicht verwirrten Ausdruck im Gesicht und machte auf den ersten Blick keinen besonderen Eindruck. Doch das auffälligste Merkmal an ihm war

seine Zahnlosigkeit. Seine Lippen umschlossen nur noch leere Kiefer und es schien, als würde ihm jedes Wort, das er sprach, große Mühe bereiten.

Mit einem leicht lispelnden Ton und einem Hauch von Verlegenheit fragte der Mann: „Herr Inspektor, i hob meine Zähnt valurn. Hod de vielleicht wer bei eich obgeben?“ Seine Augen suchten hoffnungsvoll die Gesichter der Polizisten ab, als ob er tatsächlich glauben könnte, dass jemand seine verlorenen Zähne bei der Polizei abgegeben hätte.

Der junge Polizist war zunächst sprachlos. Der Gedanke, dass jemand auf die Idee kommen könnte, verlorene Zahnprothesen auf einer Polizeiinspektion zu suchen, hatte ihn nie zuvor beschäftigt. Doch bevor er reagieren konnte, setzte sich ein älterer, dienstmüder Kollege in Bewegung. Ohne auch nur eine Miene zu verziehen, öffnete dieser eine Schublade, in der es offenbar eine Sammlung der skurrilsten Fundstücke der Stadt gab. Der Kollege kramte ein wenig herum, bis er schließlich ein unscheinbares Plastiksackerl herauszog.

Er legte das Sackerl mit einem leisen Rascheln auf das Pult, öffnete es und schüttete den Inhalt aus: Ein bunter Haufen Zahnprothesen in verschiedenen Formen und Größen kam zum Vorschein. „Schaun’s noch, vielleicht sans do dabei“, sagte der ältere Polizist teilnahmslos und lehnte sich zurück, als ob dies die normalste Amtshandlung der Welt wäre.

Der zahnlose Mann trat näher und begann, die Prothesen eine nach der anderen zu inspizieren. Mit einer beinahe andächtigen Ruhe nahm er sich jede einzelne vor, hielt sie gegen das Licht, drehte sie ein wenig und – zur leichten Verwunderung des jungen Polizisten – steckte sie schließlich in seinen Mund, um sie zu „testen“. Jedes Mal, wenn eine Prothese nicht passte, nahm er sie wieder heraus und murmelte enttäuscht: „Na, des is net. Na, de a net.“

Der junge Polizist stand daneben und beobachtete das Geschehen mit einer Mischung aus Faszination und Unbehagen. Er fragte sich, wie einem seine Zahnprothese aus dem Mund fallen konnte.

Unbemerkt. Doch der ältere Kollege schien sich darüber keine Gedanken zu machen. Er wirkte eher so, als hätte er diesen Prozess schon unzählige Male miterlebt.

Nach mehreren Fehlversuchen hielt der Mann plötzlich inne. Er drehte die Prothese in seiner Hand, betrachtete sie aufmerksam und steckte sie dann vorsichtig in seinen Mund. Für einen Moment schien er zu zögern, dann bewegte er langsam seine Kiefer. Ein leichtes Lächeln breitete sich auf seinem Gesicht aus.

„Herr Inspektor“, sagte der Mann schließlich mit einem Hauch von Erleichterung in der Stimme, „de kennt pass’n. Kaun i ma de nemma?“

Der ältere Polizist, der den gesamten Vorgang mit stoischer Gelassenheit verfolgt hatte, nickte phlegmatisch. „Jo, nehmens die mit. Wenn’s pass’n, dann passn’s“, sagte er und wandte sich wieder anderen Dingen zu, als wäre nichts Ungewöhnliches geschehen.

Nächtlicher Einsatz für Feuerwehr und Polizei

Es war eine ruhige Nacht, als plötzlich ein Notruf bei der Polizei und Feuerwehr einging. Ein besorgter Anrufer meldete, er habe in einer gegenüberliegenden Wohnung ein Feuer gesehen. Sofort wurden alle notwendigen Einsatzkräfte mobilisiert. Feuerwehr und Polizei trafen rasch am Ort des Geschehens ein, bereit, das Schlimmste zu verhindern.

Die Feuerwehrmänner gingen geordnet vor und stiegen durch das offen stehende Fenster in die betreffende Wohnung ein. Die Anspannung war groß, doch schon nach wenigen Augenblicken konnten sie Entwarnung geben: Es gab keinen Brand. Stattdessen fanden sie den Mieter der Wohnung, tief im Schlaf versunken, schlafend auf seinem Sofa vor.

Was war passiert? Der Mieter hatte, so stellte sich heraus, den Fernseher eingeschaltet gelassen und war dabei eingeschlafen. Auf

dem Bildschirm lief nach Programmschluss auf Super RTL das Nachtprogramm: ein gemütliches Kaminfeuer, das beruhigend flackerte. Genau dieses virtuelle Feuer hatte der aufmerksame Zeuge durch das offene Fenster gesehen und für ein echtes Feuer gehalten.

Mit einem freundlichen Schulterklopfen weckten die Feuerwehrleute den Mieter, der sich verschlafen die Augen rieb und wohl kaum verstand, warum seine Wohnung plötzlich voller Feuerwehrmänner war. Nachdem die Situation aufgeklärt war, verließ die Feuerwehr schmunzelnd die Wohnung und die Polizei konnte den Einsatz ebenfalls beenden. Der Mieter, noch immer leicht verwirrt, schaltete schließlich den Fernseher aus und legte sich wieder schlafen – diesmal ohne „Feuergefahr“.



Der reglose Mann

Es war tief in der Nacht, als ein Notruf die Polizei zu einer Wohnhausanlage führte. Ein regloser Mann wurde in der Einfahrt gemeldet und die Situation schien ernst zu sein. Bei ihrer Ankunft bot sich den Beamten jedoch ein ungewöhnlicher Anblick.

Der Mann lag friedlich in der Einfahrt der Wohnhausanlage, zusammengerollt in der Embryonalstellung. Neben ihm waren seine Schuhe ordentlich nebeneinandergestellt, als hätte er sie sorgsam abgestellt, bevor er sich niederlegte. Noch kurioser war seine improvisierte Schlafstätte: Seine lange Hose hatte er sorgfältig zusammengerollt und als Kopfpolster benutzt.

Als die Beamten den Mann schließlich wecken konnten, war dieser sichtlich verwirrt und aufgebracht. Mit verschlafenen, aber empörten Augen fragte er die Polizisten, was sie in seiner Wohnung zu suchen hätten und wer sie überhaupt hereingelassen hätte. Es war klar, dass der Mann nicht wusste, dass er sich in der Einfahrt und nicht in seiner Wohnung befand.

Zum Glück konnte die herbeigerufene Hausmeisterin die Situation schnell aufklären. Sie erkannte den Mann als einen ihrer Mieter und erklärte, dass er aufgrund seiner starken Alkoholisierung offenbar geglaubt hatte, er hätte bereits seine Wohnung erreicht.

Nachdem die Situation geklärt war, begleiteten die Beamten den noch immer leicht verwirrten Mann vorsichtig in sein echtes Bett. Die Polizei verließ den Einsatzort mit einem Schmunzeln, während der Mann sich wahrscheinlich im Schlaf noch fragte, wie er so schnell „nach Hause“ gekommen war.

Morgendlicher Einsatz mit Überraschungen

Der Morgen war gerade angebrochen, als ein Notruf die Feuerwehr und Polizei auf den Plan rief. Eine besorgte Anruferin hatte auf dem Dach eines Wohnhauses eine Katze entdeckt, die frei umherlief, und befürchtete, dass das Tier in Gefahr sein könnte. Sofort machten sich die Einsatzkräfte auf den Weg, um das vermeintlich in Not geratene Tier zu retten.

Am Einsatzort angekommen, stellten die Seiltechniker der Feuerwehr ihr Equipment auf und versuchten, die Katze auf dem

Schrägdach einzufangen. Doch das erwies sich als schwieriger als gedacht. Die Katze war scheu und schien wenig Interesse daran zu haben, sich helfen zu lassen. Jeder Versuch, sie mit „Miez-Miez-Rufen“ oder durch Anlock-Manöver zu ködern, blieb erfolglos. Mit der Zeit wuchs die Frustration der Feuerwehrmänner, die sich immer wieder neu positionieren mussten, während die Katze weiterhin unbeeindruckt über das Dach stolzierte.

Gerade als die Stimmung etwas angespannt wurde, öffnete sich plötzlich ein Dachlukenfenster und ein Herr streckte seinen Kopf heraus. Mit einem erstaunten und leicht erzürnten Blick sah er auf die Einsatzkräfte hinunter. „Was machen Sie da mit meiner Katze?“, rief er verärgert. Er erklärte, dass die Katze jeden Tag auf dem Dach spazieren gehe und dies für sie völlig normal sei. Die Männer der Feuerwehr sollten das Tier doch bitte in Ruhe lassen.

Die Einsatzkräfte waren sichtlich verduzt. Mit einem kurzen, verständnisvollen Nicken packten die Seiltechniker ihr Equipment zusammen. Die Rettungsaktion, die als routinemäßiger Tierschutzfall begonnen hatte, endete mit einer überraschenden Wende. Die Katze, die für Aufregung gesorgt hatte, kehrte unbeirrt zu ihrem täglichen Dachspaziergang zurück, während die Feuerwehr und Polizei sich vom Einsatzort entfernten.

Das Rätsel des bellenden Hauses

Es war eine kalte, stille Winternacht, als ein Funkspruch die Polizei zu einem Einsatz in einer abgelegenen Kleingartenanlage rief. Der Anrufer hatte gemeldet, dass die Tür eines kleinen Gartenhauses weit offen stand, obwohl das Haus in den Wintermonaten normalerweise unbewohnt war. Die Dunkelheit und der dichte Schnee, der jede Bewegung dämpfte, verliehen der Szene eine unheimliche Atmosphäre.

Als die Beamten am Einsatzort ankamen, umgab die Kleingartenanlage eine fast gespenstische Ruhe. Das Mondlicht spiegelte

sich auf den Schneeflächen und die Luft war eisig. Sie gingen vorsichtig auf das Gartenhaus zu, dessen Tür tatsächlich weit offen stand. Doch gerade, als sie den Eingangsbereich erreichten, durchbrach ein lautes, furchteinflößendes Bellen die Stille der Nacht. Der Lärm drang aus dem Inneren des Hauses und die Polizisten zuckten unwillkürlich zusammen. Sofort gingen sie einige Schritte zurück – das klang ganz eindeutig nach einem scharfen Wachhund.

Die Beamten zögerten, weiter vorzudringen. Die Vorstellung, dass sich im Inneren ein aggressiver Hund befand, ließ sie nach Alternativen suchen. War es möglich, dass ein Einbrecher mit einem Hund das Haus besetzt hatte? Oder war es vielleicht jemand, der sich illegal in den Wintermonaten in der Gartenanlage eingenistet hatte? Die Polizisten entschieden sich, erst einmal mehr Informationen einzuholen, bevor sie ein Risiko eingingen.

Sie begannen, in der Nachbarschaft nachzufragen. Einige Anwohner öffneten verschlafen und verwundert ihre Türen, als die Polizei anklopfte. Doch keiner der Nachbarn konnte sich daran erinnern, dass die Besitzer des Gartenhauses jemals einen Hund gehabt hätten. Die Situation wurde zunehmend mysteriöser und die Polizisten waren ratlos.

Schließlich trafen sie auf einen Nachbarn, der angab, die Telefonnummer des Hausbesitzers zu haben. Es war ein Glücksfall, denn bei den kalten Temperaturen und der drohenden Gefahr konnten die Beamten nicht lange vor dem Haus verharren. Der Nachbar wählte die Nummer und nach einigen bangen Augenblicken nahm der Besitzer ab.

Die Polizisten schilderten die Situation und fragten den Besitzer, ob er einen Hund in seinem Gartenhaus habe. Der Mann am anderen Ende der Leitung lachte leise und sagte: „Nein, keinen echten Hund jedenfalls.“ Er erklärte, dass er ein begeisterter Elektronik-Bastler sei und es liebe, an ungewöhnlichen Projekten zu arbeiten. Um sein Gartenhaus während seiner Abwesenheit vor Einbrechern zu schützen, hatte er sich etwas ganz Besonderes ausgedacht.

Der Besitzer hatte eine improvisierte Alarmanlage gebaut, die auf einem einfachen Bewegungsmelder und einer alten Tonbandanlage basierte. Sobald sich jemand dem Haus näherte, aktivierte der Bewegungsmelder das Tonband, das das furchteinflößende Bellen eines großen Hundes über Lautsprecher abspielte. Das Bellen, das die Polizisten so erschreckt hatte, war also nichts weiter als eine gut platzierte Tonaufnahme.

Erleichtert, aber auch beeindruckt von der kreativen Lösung, betraten die Polizisten das Gartenhaus. Die Tür, wie sich herausstellte, war nicht aufgebrochen worden. Vermutlich hatte ein starker Windstoß sie geöffnet, nachdem sie nicht richtig verschlossen worden war. Im Inneren fanden sie die Lautsprecher und die primitive, aber effektive Alarmanlage, die so viel Verwirrung gestiftet hatte.

Verkehrsunfall in Simmering: Skitouristen auf Irrwegen

Es war ein Samstagvormittag wie jeder andere, als die Polizei zu einem Verkehrsunfall in einer ruhigen Nebenstraße im 11. Bezirk gerufen wurde. Simmering, ein typisches Wiener Stadtviertel, war nicht unbedingt bekannt für große Verkehrsdramen, doch dieser Vorfall sollte sich als durchaus ungewöhnlich herausstellen.

An der Unfallstelle angekommen, bot sich den Beamten ein vertrautes Bild: Zwei Autos standen verkeilt an einer Kreuzung, einer der Fahrer war ein Wiener Einheimischer, das andere Fahrzeug jedoch trug ein ungarisches Kennzeichen. Zwei Frauen, augenscheinlich Touristinnen, standen nervös neben ihrem Fahrzeug und versuchten, sich einen Reim auf die Situation zu machen. Schnell stellte sich heraus, dass die ungarische Fahrerin eine Nachrangtafel übersehen hatte, was zur Kollision geführt hatte.

Die Befragung der ungarischen Lenkerin erfolgte in englischer Sprache. Die Frau war höflich und wirkte seriös, aber sichtlich ver-

wirrt. Sie erklärte, dass sie und ihre Beifahrerin auf dem Weg zur Skipiste seien und ihr Navigationsgerät sie ständig in die Irre geführt habe. Die Straße, in der sie sich befanden, war nicht das, was sie erwartet hatten. „Can you please show us the correct way to the ski lift after the accident report?“, fragte sie die Polizisten ohne den geringsten Hauch von Ironie.

Die Polizisten tauschten überraschte Blicke aus. Skifahren im 11. Bezirk? Simmering, ein Ort, der bestenfalls ein paar sanfte Rodelhügel bieten konnte, war sicher kein Ziel für Skitouristen. Noch verwunderlicher war, dass die Fahrerin absolut nüchtern war und offenbar wirklich glaubte, sich auf der Suche nach einer Skipiste zu befinden. Es war klar, dass hier ein Missverständnis vorlag, das es aufzuklären galt.

Mit wachsendem Interesse hakten die Beamten nach und baten die Frau, ihre Route noch einmal genau zu beschreiben. Die ungarische Lenkerin erklärte geduldig, dass sie und ihre Freundin vom Semmering aus zurück nach Wien fahren wollten, um dort die Skipisten zu erkunden. Doch trotz der detaillierten Beschreibung des Skigebiets, das sie erreichen wollten, war es den Polizisten schnell klar, was schiefgelaufen war.

„Could you please show us your navigation device?“, fragte einer der Beamten schließlich, um den Verdacht zu bestätigen. Die Frau überreichte ihm ihr Smartphone, auf dem das Ziel eingegeben war. Und tatsächlich – das Ziel, das sie eingegeben hatte, war „Simmering“ und nicht „Semmering“. Die beiden ungarischen Ski-Touristinnen hatten beim Start ihrer Reise schlichtweg das falsche Ziel ausgewählt. Anstatt Richtung Semmering zu fahren, das etwa eine Stunde von Wien entfernt liegt und für seine Skigebiete bekannt ist, waren sie direkt ins Zentrum von Simmering navigiert worden, wo das Navi ihnen pflichtbewusst mitteilte: „You have reached your destination.“

Die beiden Frauen hatten, anstatt die Pisten hinunterzusausen, in Simmering vergeblich nach einer Liftstation gesucht und waren dabei immer wieder im Kreis gefahren – bis sie schließlich in den

Unfall verwickelt wurden.

Nachdem die Beamten den Unfallbericht aufgenommen und den Irrtum aufgeklärt hatten, zeigten sie den beiden Frauen den richtigen Weg zum Semmering, diesmal ohne Umwege durch Simmering. Die Touristinnen bedankten sich überschwänglich, wenn auch etwas beschämt, und machten sich schließlich auf den richtigen Weg.

Warum wird man Polizist?

Warum wird man eigentlich Polizist? Diese Frage stellt sich nicht nur die neugierige Verwandtschaft beim Sonntagsbraten, sondern auch manch einer, der diesen Weg eingeschlagen hat. Ist es der Zufall, der einen dorthin führt? Vielleicht das Erbgut, die Muttermilch, die einem schon die Vorliebe für Uniformen einflößt? Oder war es doch eine Eingebung, eine Art Erleuchtung, die einen mitten in der Nacht aus dem Bett springen lässt mit dem klaren Gedanken: „Ich werde Polizist“?

Als kleiner Bub, der mit einem Polizeiretreauto bewaffnet war, hatte ich bereits eine unbestreitbare Vorliebe dafür, den Erwachsenen im Weg zu stehen und ihnen mit voller Absicht ans Schienbein zu fahren. Ob das schon der Anfang einer vielversprechenden Karriere war, lässt sich heute nicht mehr mit Sicherheit sagen. Aber wer weiß? Vielleicht war ich damals schon der kleine Sheriff vom Gemeindebau, der dafür sorgte, dass Ordnung herrscht – zumindest in meinem kindlichen Universum.

Ein paar Jahre später, als die Pubertät ungebremst in mein Leben krachte, rückte der Gedanke an den Polizeidienst weit in den Hintergrund. Zu dieser Zeit wollte man alles sein, nur kein Polizist. Rockstar, Jagdfliegerpilot, Langzeitstudent in einer reichen Fabrikantenfamilie – das waren die Traumberufe meiner Generation. Die Verlockungen der Pubertät harmonisierten sich perfekt mit

den Verlockungen des anderen Geschlechts und einem schwarzen Golf GTI, natürlich mit geilen Alupatschen an jedem Ende. Eine grün-schwarze Uniform stand da eher auf der Liste der No-Gos.

Und doch, irgendwie kam ich auf den Gedanken, Polizist zu werden. Warum? Um ehrlich zu sein, ich wuchs nicht in einer generationenübergreifenden Polizistenfamilie auf. Mein Onkel wohnte nicht in der Baker Street 221 B, sondern vis-à-vis vom Apollo Kino und arbeitete bei der Post. Der harte Polizistenalltag, wie man ihn aus den Filmen eines „Dirty Harry“ kennt, interessierte mich höchstens beim Rumknutschen in der hintersten Reihe eines dunklen Kinos. Ein Batman-Kostüm besaß ich auch nie und beim Secret Service ihrer Majestät wollte ich schon gar nicht anheuern.

Bei mir war es eine ganz banale Begegnung mit der Vergangenheit, die alles veränderte. Auf dem Weg von der Berufsschule zu McDonald's, damals noch in der Karlsplatzpassage, traf ich auf einen alten Bekannten aus Hauptschulzeiten. Er steckte schon in der besagten grünen Uniform und während ich mit einem Big Mac in der Hand darüber nachdachte, ob Zufall oder Schicksal hier Regie führten, wurde mir klar, dass meine Zukunft als Kleinhandelskaufmann wohl keine großen Sprünge zuließ. Und das Rockstarprojekt? Nun ja, das zierte sich ebenfalls. Ein 70-PS-Golf mit Stahlfelgen kam für mich nicht infrage – mit dem hattest du bei den Mädels kein Leiberl. Also auf zu neuen Ufern, hinein ins Unbekannte. Wer sein Leben selbst in die Hand nimmt, kann nur gewinnen, dachte ich mir.

Die Aufnahmeprüfung Anno Domini 1982 in der Marokkanerkaserne werde ich nie vergessen. Es war weniger eine ernsthafte Prüfung als vielmehr ein kurzes Vorsprechen für eine Rolle im Theater. Da gab es diesen Typen im Original weißen Smoking mit Samtkragerl. Ich traute meinen Augen kaum und fragte mich, ob ich mich nicht in einem Paralleluniversum befand. Und dann noch die schwarzen Plastik-Cowboystiefel – ein Anblick, der sich in mein Gedächtnis brannte. Erst dachte ich, der gute Mann hatte das Gebäude verwechselt, war vielleicht irgendwo falsch abgebogen, aber

nein, er meinte es ernst. Er war tatsächlich da, um Polizist zu werden.

Und dann war da noch eine coole Socke, bei der die Mädels Schlange standen. Er spielte das nicht, er war echt. Mister Cool in Person, der den Stil förmlich im Blut hatte. Er hatte es so lange auf seine Schuhspitzen abgesehen, bis sie oben flach waren, und sein aufgestellter Sakkokragerl war sein Markenzeichen. Selbst seine Dienstschuhe blieben nicht verschont und seinen weißen Kappenüberzug hatte er so zurechtgebogen wie der Kaleun im Film „Das Boot“. Gegen ihn wirkte James Dean wie ein blasser Nerd. Doch Mister Cool war echt, geschnitten aus dem Stoff des wahren Lebens.

Beide, der Typ im Smoking und Mister Cool, wurden aufgenommen, doch keiner von ihnen schaffte es bis zum Ende. Der Mann im Smoking wurde ein Schanti, also ein Gendarm, ein Polizist auf dem Lande. Heute gibt es keine Gendarmen mehr, alles wurde vereinheitlicht. Und Mister Cool? Der machte seinen Weg bei der Stadt Wien und brachte es bis zum Meister der Gartenkünste – eine Laufbahn, die sich keiner von uns damals hätte vorstellen können.

Die Ausbildung war hart, das steht außer Frage. Damals war die Mindestgröße erforderlich, damit man im Sitzen gerade noch über die Skripten schauen konnte. Aber so war es nun mal. Wenn du dich entschieden hattest, diesen Weg zu gehen, dann gab es kein Zurück. Egal, wie du gestartet bist – ob als kleiner Knirps mit einem Polizeitretauto oder als jugendlicher Träumer: Irgendwann kam der Punkt, an dem du deine Entscheidung ernst nehmen musstest. Und dann hieß es, durchhalten. Ob es Zufall, Erbgut oder doch die pure Lust auf Abenteuer war, die mich damals in diese Richtung trieb? Vielleicht eine Mischung aus allem. Aber eines weiß ich sicher: Es war der richtige Weg für mich.

Das Christkindl und der Abteilungsinspektor

Unser Klassenvorstand, der gute alte Abteilungsinspektor Mösenbichler, war eine Legende. Ein Mann der Kriegsgeneration, geprägt von einer Zeit, in der Härte und Disziplin noch Tugenden waren, die man mit einer gewissen Selbstverständlichkeit verinnerlicht hatte – ein Paradebeispiel dieser alten Schule. Er war hart, aber gerecht, und man wusste genau, woran man bei ihm war. Sein Ziel war es, uns auf das Leben da draußen vorzubereiten, auf die Momente, in denen man das Böse bekämpfen musste, und das tat er mit einer Entschlossenheit, die jedem von uns Respekt abverlangte.

Wenn der Abteilungsinspektor einen ansah, konnte einem schon mal das Herz in die Hose rutschen. Zumindest mir ging es so. Damals war mein Selbstvertrauen noch eher ein theoretisches Konzept, bestenfalls ein Substantiv, das irgendwo in einem Schulbuch vorkam. Mit 18 Jahren war ich alles andere als erwachsen, und wenn Mösenbichler mich ins Visier nahm, fühlte ich mich eher wie ein Schuljunge, der etwas ausgefressen hatte, als wie ein angehender Polizist.

Eines Tages hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, mich wegen einer Verletzung bei ihm abmelden zu müssen. Ich hatte mir den rechten Knöchel böse gestaucht und konnte mich tagelang nur mit Krücken oder hüpfend auf einem Bein durch die Welt bewegen. Kurz nach dem Arztbesuch musste ich zurück in die Klasse, um Mösenbichler meine Krankmeldung zu übergeben und mich für den Rest der Woche abzumelden.

Schon als ich die Tür zum Klassenraum öffnete, spürte ich, wie der Blick des Abteilungsinspektors auf mich fiel. Der Unterricht stoppte und es war totenstill im Raum. Ich humpelte mit meinen beiden Krücken in Richtung seines Schreibtisches, jeder Schritt begleitet von einem unheilvollen Klackern auf dem Boden. Die Augen der gesamten Klasse waren auf mich gerichtet, aber am meisten spürte ich die durchdringenden Augen von Mösenbichler.

Als ich schließlich vor seinem Tisch ankam, dachte ich, es wäre angebracht, Meldung zu machen. „Härrr Abteilungsinspektor, ich meeldää mich kra-ank“, stotterte ich, während ich versuchte, eine Krücke loszulassen und gleichzeitig zu salutieren. Doch in meiner Nervosität kippte die Krücke zur Seite und ich verlor fast das Gleichgewicht. Es fehlte nicht viel und ich wäre direkt vor seinen Füßen gelandet.

Mösenbichler griff sich nur an die Stirn, als könne er nicht fassen, was er da gerade sah. Mit einer Mischung aus Verzweiflung und Resignation verdrehte er die Augen und sagte schließlich mit einem tiefen Seufzen: „Aus meinen Augen, Sie Christkindl. Ich glaub, Sie brauchen ein Sauerstoffzelt. Alles Gute für Ihre weitere Zukunft.“

Mit diesen Worten entließ er mich und ich konnte mich kaum schnell genug aus dem Raum humpeln. Die gesamte Klasse kicherte hinter vorgehaltener Hand und ich fühlte mich wie der größte Trottel, den die Polizeiakademie je gesehen hatte.

Die Klasse 18/82 war für Abteilungsinspektor Mösenbichler die letzte Klasse vor seinem wohlverdienten Ruhestand. Wie ich es unter seiner strengen Aufsicht durch die Ausbildung geschafft habe, ist mir heute noch ein Rätsel. Aber eines ist sicher: Mösenbichler hat mich mit seiner unnachgiebigen Art mehr geprägt, als ich damals ahnen konnte. Vielleicht hat er ja doch gesehen, dass hinter dem „Christkindl“ ein künftiger Polizist steckte.

Vom Christkindl zum echten „Wochta“

Mit dem „Christkindl“ hatte der Abteilungsinspektor durchaus recht gehabt, denn Weihnachten klopfte bald ans erste Türl. Die Ausbildung schritt voran und mit ihr kamen auch die ersten echten Erfahrungen im Außendienst. Für uns, die „Blassgesichter“ der Polizeiakademie, gehörte dazu auch die Praxis im Schulwachzim-

mer am Julius-Tandler-Platz. Dort stellte man uns Jungspunden einen erfahrenen „Gruppinger“ – also einen Gruppeninspektor – zur Seite, um das Böse im Zaum zu halten oder es zumindest zu versuchen.

Frisch gekämmt, rasiert und mit einem Mix aus Nervosität und Vorfreude trat ich zum ersten Mal hinaus in die Weiten des Ray-ons. In meiner Vorstellung sollten wir nun drei Stunden lang Verbrecher jagen oder zumindest jene davon abhalten, die es werden wollten. Die dunklen Ecken des Grätzels schienen förmlich darauf zu warten, dass wir sie von der Unterwelt befreien.

Doch die Realität kam mir dazwischen – und zwar schneller, als ich gedacht hätte. Wir hatten gerade den Julius-Tandler-Platz überquert, keine 30 Meter weit, da bog der Gruppeninspektor auch schon in das erste Geschäft rechts ein. „Grüß Sie, Herr Inspektor, was wolln’s trinken?“, wurde er herzlich vom Geschäftsinhaber begrüßt.

„Wie imma. Des is da Neiche“, antwortete der Gruppeninspektor nur knapp und mit einem Wink und schon stand ein G’spritzter auf dem Tisch. „Und Sie?“, fragte der Wirt und sah mich erwartungsvoll an. Mondjö, Alkohol im Dienst? Das kam für mich nicht infrage. Schüchtern lehnte ich ab und bekam stattdessen einen Fruchtsaft serviert. Der Gruppinger unterhielt sich derweil angeregt, als wäre das hier nichts Außergewöhnliches. Man schien hier kein Unbekannter zu sein.

Die Zeit verging und nach dem G’spritzten und einigen freundlichen Worten hieß es, weiterzugehen. Keine 20 Meter später fanden wir uns im nächsten Geschäft wieder. „Grüß Sie, Herr Inspektor. Wie immer?“ Ja, die Verbrecherjagd sah in der Realität doch etwas anders aus als in meinen Vorstellungen. Aber eines war sicher: Kalt wurde uns nicht. Die drei Stunden verflogen wie im Nu und am Ende der Runde war uns beiden schön warm ums Herz – allerdings weniger wegen der aufregenden Verbrecherjagd.

Natürlich war das eine Ausnahme, versteht sich. Aber eines wurde mir klar: Ein guter Kontakt zur Bevölkerung ist für die Ex-

ekutive unerlässlich. Bei einem der nächsten Dienste wiederholte sich diese gemütliche Runde allerdings nicht. Es war Sonntag, die Geschäfte waren geschlossen und der Dienstplan zeigte keine Gnade – wir mussten hinaus in die Kälte.

An diesem besonders frostigen Morgen bewies der Herr Gruppeninspektor erneut seine Erfahrung. Zielstrebig führte er mich zu einem alten Zinshaus, das eine Entlüftungsanlage oder etwas Ähnliches besaß, aus der wohlig warme Luft strömte. Dort verbrachten wir den Großteil des Außendienstes. „Merk da, Burscherl, a echta Wochta wird net noss und friat net“, erklärte er mir mit einem verschmitzten Grinsen.

Wahre Worte aus dem Munde eines alten Hasen. Komisch nur, dass so etwas in keinem der Lehrbücher stand. Das war wohl mein erster Diskurs zwischen Theorie und Praxis.

Ein paar Dienste später klopfte das Christkind an – und natürlich hatte ein Milchgesicht wie ich genau am Heiligen Abend Nachtdienst. Ein ungeschriebenes Naturgesetz: „Da Neiche hot Dienst. Basta!“ Aber der weihnachtliche Geist hielt mich auf Trab. Ich wollte meinen Kollegen im kargen Nachtdienst eine kleine Freude machen und brachte ein Jausensackerl voller Kekse mit, die meine Mutter für uns gebacken hatte. Da konnten wir die Schwermut mit einem Filterkaffee und ein, zwei Keksen hinunterspülen.

Stolz betrat ich mit meinem winzigen Sackerl das Wachzimmer und fragte den „Aufbleiber“ – also den Kollegen, der am Eingang die Anliegen der Bevölkerung entgegennahm –, wo ich denn mein kleines Geschenk abstellen sollte. Innerlich hoffte ich, dass auch er sich darüber freuen würde. Doch seine Reaktion war eher nüchtern: „Stell's in den Aufenthaltsraum zu den anderen.“

Aha, dachte ich mir, also haben auch die anderen Kollegen ein paar Kekse mitgebracht. Schön, dann würde ich mir auch drei oder vier Stücke gönnen. Die anderen würden sich sicher freuen.

Doch als ich um die Ecke bog, blieb mir fast die Luft weg. Ob sich die Kollegen freuten oder nicht, das kann ich nicht sagen, denn mein Augenmerk richtete sich sofort auf die Tische im Aufent-

haltsraum. Zwei große Tafeln, vollgeräumt mit allen erdenklichen Arten von Keksen, Torten, Kuchen und Süßigkeiten. Kein Platz mehr für mein bescheidenes Sackerl. In der Mitte prangte sogar ein Riesenblech mit gebratenen, in Stücke zerlegten Gänsen nebst Beilagen, die offenbar aus einem nahe gelegenen Hotel stammten. Im Jahr 1984 war es durchaus üblich, dass Geschäfte und Privatpersonen den Polizeibeamten in den Wachzimmern tagsüber etwas vorbeibrachten. Mit all diesen Köstlichkeiten hätte man problemlos ein ganzes Zinshaus versorgen können.

So vergingen die ruhigste Zeit des Jahres und meine Ausbildung. In diesen Monaten lernte ich, dass Theorie und Praxis nicht immer Hand in Hand gehen – und dass ein „echter Wochta“ eben nicht nur Verbrecher jagt, sondern auch weiß, wie man in der Kälte warm bleibt und den Kontakt zur Bevölkerung pflegt.

Von der Dachkante ins kalte Wasser

Nach einem kurzen Abstecher in den 8. Bezirk führte mich mein Weg zur Alarmabteilung, die heute als WEGA bekannt ist. Damals war ich noch ein junger, sportlicher Bursche mit einer Vorliebe für Kampfsport. Der Traum, Teil dieser Sondereinheit zu werden, war neben meiner nur temporär verschobenen Rockstarkarriere ein Jugendtraum, genährt von reichlich Testosteron. Das Universum war mir gnädig und erfüllte diesen Traum, wenn auch auf Umwegen.

Die frischgebackenen Polizisten kamen jedoch nicht sofort in die Einsatzeinheit. Stattdessen begann unser Dienst vor der Polizeidirektion am Schottenring als Türtposten. Damals gab es noch keine Schleusen und so mussten alle Eingänge streng kontrolliert werden. Diese Praxis war durchaus verständlich, denn bevor man in der Einsatzgruppe mit heiklen und manchmal gefährlichen Amtshandlungen konfrontiert wurde, musste man eine spezielle Ausbildung durchlaufen.

Der Schwerpunkt lag also nicht nur in der Bewachung offener Türen, sondern in der Vorbereitung auf besondere Einsätze. Neben Selbstverteidigung und Taktik blieb mir besonders der erste Tag beim Abseilen in Erinnerung. Schon allein die Vorstellung, sich vom Dach in ein darunterliegendes Fenster abzuseilen und dabei filmreif in eine Räumlichkeit zu schwingen, hatte etwas Magisches. Es erinnerte an die coolen Szenen aus Actionfilmen, die ich mir immer wieder vorgestellt hatte. Doch wie sich herausstellte, war der Weg zur filmreifen Performance nicht ganz so glamourös.

Das erste Mal, als ich gesichert, behelmt und ausreichend instruiert auf einer Dachkante der Rossauer Kaserne stand, fühlte ich mich wie der Held in einem Actionfilm. Damals gab es noch keinen Kletterturm, also war das Dach unser Übungsgelände. Ich konnte es kaum erwarten, elegant einen Stock tiefer in einen Raum zu gleiten. Doch das mit der Eleganz war eher Wunschdenken. Meine Technik war noch alles andere als ausgereift. Die ersten Versuche endeten damit, dass ich mehr wie ein angebundener Kartoffelsack die Hauswand hinabrutschte, als dass ich in irgendeiner Form geschmeidig aussah.

Nach einigen ermutigenden Zurufen des Ausbildners traute ich mich schließlich, das Seil loszulassen und mich wirklich abzustößeln. Das ERSTE MAL. Der Plan war, elegant durchs Fenster zu schwingen. Die Realität jedoch sah anders aus. Ich stoppte den freien Fall ein wenig zu früh und mein Helm verhinderte Schlimmeres, als ich unsanft gegen die Hauswand knallte.

Egal, dachte ich mir, aufgeben kam nicht infrage. Ein echter Alarmist beißt die Zähne zusammen und versucht es erneut. Also stieg ich wieder hoch – eine Technik für sich – und nahm den nächsten Anlauf. Dieses Mal schwor ich mir, nicht wieder mit der Stirn zu bremsen, und siehe da, ich schaffte es! Na ja, fast. Ich war zu tief und anstatt elegant hindurchzugleiten, landete ich mit den Schienbeinen auf dem Fensterbrett.

„Auuaa ...“, entfuhr es mir, doch es half nichts. Die Ausbildung war kein Lercherlschaf, wie man so schön sagt. Also nahm ich den nächsten Anlauf. Und endlich, beim dritten Versuch, klappte es. Ich schwang

filmreif ohne physischen Kontakt durchs Fenster, doch in der Hektik vergaß ich, das Seil loszulassen. Newtons Trägheitsgesetz ließ grüßen: Ich schwang zurück, direkt mit dem Kreuz ins Fensterbrett.

Wie lange die Ausbildung insgesamt dauerte, weiß ich nicht mehr genau, aber irgendwann hatte ich es geschafft und saß stolz in einem Sektorwagen. Sektor war unser Rufname. Die Menschen draußen hielten uns oft für die Cobra, doch dem war nicht so. Die Cobra ist eine Spezialeinheit, die wirklich heftige Sachen draufhat. Uns lag es jedoch nicht im Aufgabenbereich, die Bevölkerung aufzuklären, also ließen wir sie in diesem Glauben.

Unsere Einsätze waren meist unspektakulärer Natur. Sich aus einem Hubschrauber auf ein U-Boot abzuseilen, war nicht dabei. Meistens handelte es sich um „b'soffene Gschichten“ oder häusliche Streitigkeiten, bei denen schon mal die Sessel oder Messer durch die Wohnung flogen. Alltag eben für einen Alarmisten.

So lernte ich schnell, dass der Weg von der Dachkante ins kalte Wasser des Polizeialltags weniger spektakulär, aber umso lehrreicher war. Und dass man sich nicht zu sehr auf die coolen Szenen aus dem Kino verlassen sollte. Im echten Leben wartet oft das Fensterbrett – oder Schlimmeres – direkt hinter der nächsten Ecke.



Ein Fall in die Dunkelheit

Menschlichkeit, so lernte ich im Laufe meiner Dienstjahre, besteht nicht nur darin, anderen mit Respekt zu begegnen, sondern auch, sich selbst treu zu bleiben – stolz und aufrecht, ohne je von oben herab zu agieren. Die Uniform, sei sie nun aus der Rossauer Kaserne oder der Wall Street, macht keinen Menschen aus. Es ist der Mensch selbst, der zählt. Leider vergessen das einige, besonders jene in privilegierten Kreisen. Doch auch in meinem Alltag als Polizist gab es Momente, in denen ich mich irgendwie privilegiert fühlte – nicht aufgrund meiner Stellung, sondern durch das Erleben skurriler Situationen, die das Leben einem zuspielet.

So auch an jenem Abend, an dem eine einfache Amtshandlung alles andere als gewöhnlich verlief. Der genaue Anlass der Anhaltung ist mir entfallen, wahrscheinlich handelte es sich um eine geringfügige Geschwindigkeitsüberschreitung. Nichts Weltbewegendes, eher Routine. Wir entschieden uns, das Fahrzeug in der damals noch frei befahrbaren Straßenbahnremise der Wiener Verkehrsbetriebe, in der Nähe des Währinger Gürtels Ecke Canongasse, anzuhalten. Die Wahl des Ortes war der Sicherheit geschuldet, da eine Anhaltung direkt auf den Fahrstreifen in dieser Gegend zu gefährlich gewesen wäre.

Es war spät am Abend und die Remise lag in tiefer Dunkelheit. Kein Licht, das einem den Weg wies – stockdunkel. Mit jugendlich geschwellter Beamtenbrust begab ich mich zur Lenkerseite des angehaltenen Fahrzeugs. Trotz der Dunkelheit erkannte ich neben dem Lenker zwei adrette Damen. Natürlich wusste ich, dass die Damenwelt oft ein Faible für durchtrainierte Männer in Uniform hat – besonders, wenn man den Hauch eines Cobra-Mannes ausstrahlt. Also setzte ich mich, wie immer freundlich und souverän, ins schummrige Licht des Abends. Man weiß ja nie, ein Wort ergibt das andere und vielleicht findet sich nach Dienstschluss eine Telefonnummer in der Tasche. Als Freund und Helfer hatte man schließlich die Pflicht, bereit zu sein – selbst wenn es um die Erfül-

lung gewisser Bedürfnisse geht. Man tut, was man kann.

Während ich mit den Papieren des Lenkers im Zwielicht neben dem Auto stand, musste ich mich davon überzeugen, ob die Kennzeichen mit dem Zulassungsschein übereinstimmten. Es war notwendig, einen Rundgang ums Auto zu machen, dabei aber stets die Insassen im Auge zu behalten – eine Regel, die zur Routine gehört. Doch weit kam ich nicht.

In Höhe der Motorhaube verschwand ich plötzlich aus dem Blickfeld des Lenkers. Ein falscher Schritt und ich fiel direkt in die Montagegrube der Bim. Die Grube war nicht tief, vielleicht eineinhalb bis zwei Meter, aber tief genug, um mich unsanft auf einer eingelassenen Eisenkante landen zu lassen – genau mit der Lendenwirbelsäule. In diesem Moment hatte ich verdammt Glück. Nur meine Handschellen, die ich am Gürtel trug, wurden verbogen. Sie verhinderten, dass meine Wirbelsäule größeren Schaden nahm. Ohne sie hätte das verdammt böse ausgehen können.

Der Kollege, der mich begleitete, war so überrascht, dass er vor Schreck nicht einmal lachen konnte. Er half mir schließlich aus der Grube, aber die Amtshandlung war vorbei, bevor sie richtig begonnen hatte. Leicht verletzt und dreckig, blieb mir nichts anderes übrig, als die Situation mit einem Lächeln abzutun. Hätte es damals schon Handys gegeben, wäre ich wahrscheinlich ein zweifelhafter Star auf YouTube geworden. Doch ein Alarmist lässt sich nichts anmerken, beißt die Zähne zusammen und macht weiter – auch wenn die Telefonnummer, auf die man vielleicht spekuliert hat, an diesem Abend nicht in der Tasche landet.

Es war eine Lektion in Demut und Menschlichkeit, verpackt in einem banalen, aber unvergesslichen Ereignis. Denn nicht jede Amtshandlung endet so, wie man es erwartet. Manchmal stolpert man buchstäblich über die eigenen Füße – oder in eine Grube. Doch egal, wie tief man fällt, es ist die Art und Weise, wie man aufsteht, die den Unterschied macht.

Obwohl das Ganze nun schon 37 Jahre zurückliegt, bin ich mir sicher, dass sie heute noch darüber lachen. Aber das stört mich

nicht – Lachen ist schließlich gesund. Rückblickend bin ich vor allem dankbar, dass es glimpflich ausgegangen ist.

Von „weißen Mäusen“ und unerwarteten Abenteuern

Nach meiner ruhmreichen Zeit in der Wiener Alarmabteilung wurde ich zur „MOT“, der motorisierten Einheit der Wiener Verkehrsabteilung, versetzt. Diese Abteilung war und ist eine Sonderabteilung der Wiener Polizei, die in der wärmeren Jahreszeit das Privileg genoss, auf dem Motorrad unterwegs zu sein. In der Bevölkerung waren wir unter dem charmanten Begriff „weiße Maus“ bekannt. „Schau, da kommen die weißen Mäuse“, hörte man nicht selten, wenn wir auf unseren Maschinen durch die Straßen fuhren. Der Spitzname rührte von der Farbe unserer Ausrüstung – im Jahr 1986 und darüber hinaus waren das Motorrad, das Koppelzeug, die Stulpen der Handschuhe und der Helm in strahlendem Weiß gehalten.

Doch nicht jeder war so freundlich in der Namensgebung. Bei den Kollegen aus den Bezirken waren wir eher unter dem Begriff „Lederoarsch“ bekannt. „Schau, do kummt a Lederoarsch“, hieß es dann und der Name war wohl unserem aus Kuhhaut gefertigten Ledergewand zu verdanken. Die internen Umgangsformen bei der Wiener Polizei zeichneten sich eben schon immer durch ihre besondere, wenn auch manchmal raue Form von Empathie aus.

Ein echter „Lederoarsch“ war man allerdings erst, wenn man die theoretische und praktische Ausbildung am sogenannten Sauhaufen erfolgreich absolviert hatte. Der Sauhaufen war ein Übungsgelände im 11. Bezirk, in der Nähe des Alberner Hafens. Eine der Übungen bestand darin, mit dem Motorrad über eine etwa sechs Meter lange, halb eingegrabene Zehner-Holzstaffel zu fahren. Bei der Abschlussprüfung musste dieses Hindernis in einem Zug überwunden werden, ohne dabei mit einem Rad von der Staffel abzu-

rutschen. Bei meinem ersten Versuch landete das Vorderrad auf der linken Seite, das Hinterrad auf der rechten Seite und das Motorrad war blockiert – der Lederoarsch landete samt Maschine im Zaun.

Eingegrabene Holzstaffeln sind in der freien Wildbahn eher selten, aber man lernte auch praktische Dinge. Zum Beispiel, wie man bei einem plötzlich auftretenden Hindernis den rechten Lenker kurz anreißt, sprich in einer schnellen Bewegung zum Körper zieht. Das Ergebnis ist ein respektabler Haken nach links und diese Technik gilt natürlich auch seitenverkehrt für die andere Seite. Der wertere Leser sei jedoch gewarnt, dies nicht ohne professionelle Anleitung zu versuchen – das könnte sehr schmerzhaft enden, sowohl für die Knochen als auch für das Geldbörstel.

Wer jetzt glaubt, dass die Männer der MOT bei schönem Wetter nur den Exelberg rauf- und runterheizen, irrt. Nichts da mit cool wie Marlon Brando in der Lederkluft auf einem weißen Polizeimotorrad mit einer Marlboro im Gesicht, während man auf die nächste Blondine wartet, die einem die Zigarette anzündet. Tut mir leid, diesen Traum zu unterbrechen – ich rauche nicht. Und damit kein falsches Bild entsteht: Der Job war alles andere als ein Zuckerschlecken. In der Realität hetzte man von einem Einsatz zum nächsten. Doch es gab auch Tage, an denen der Alltag unerwartet unterbrochen wurde, und einer dieser Tage bleibt mir unvergesslich.

Es war einmal an einem Sonntagmorgen ... An jenem besagten Morgen nach der Winterpause saß ich das erste Mal wieder im Sattel. Was tun an einem Sonntagmorgen, wenn draußen tote Hose ist? Die Gehsteige waren noch hochgeklappt, absolut nichts los. Guter Rat war teuer und Kaffee hatte ich auch noch keinen getrunken – und das geht gar nicht. Aber wo ein Problem, da eine Lösung. Also beschloss ich, einen Freund zu wecken, damals gab es ja noch keine Handys. Es war sowieso längst Zeit für ihn, aufzustehen, dachte ich mir. Ob er das genauso sah, weiß ich nicht. Als er endlich die Tür öffnete, stand er mit zerzausten Haaren und in Unterhosen vor mir. Ich wollte ja nicht stören, aber wo ich schon

einmal hier war, sollte er als wahrer Freund auch die Pflicht haben, einen Kaffee zu kredenzen. Meinetwegen auch in Unterhosen, Hauptsache, es gibt Kaffee.

Kurze Zeit später erschien seine Freundin, ähnlich zerzaust und nicht gerade erfreut, aus dem Schlafzimmer. Natürlich in irgendeinem Morgenmäntelchen sittsam bekleidet. Wenig später saßen wir zu dritt beim Couchtisch, jeder eine Tasse Kaffee in der Hand. Sie bereits frisiert, er noch immer in der Unterhose vis-à-vis von mir. Plötzlich schien etwas sein Interesse geweckt zu haben.

„Was hast’n da?“, fragte er neugierig.

„Handschellen, wieso?“, entgegnete ich.

„Zeig her mal“, forderte er mich auf.

Okay, dachte ich mir, wenn’s ihn interessiert. Also nahm ich die Handschellen und legte sie ihm im Spaß gleich über dem Couchtisch an. Da saß er vor mir ... in Unterhosen ... mit angelegten Handschellen ... und ich bemerkte, dass ich keinen Handschellenschlüssel dabei hatte. Den hatte ich doch glatt bei der ersten Ausfahrt in der Kaserne vergessen.

„Scheiße!“

Was tun? Einen Funkwagen rufen? Nein, das ging nicht. Ich konnte doch keinen Funkwagen rufen, der meinen Freund in Unterhosen von seinen Handschellen befreit, während draußen das Böse wartet.

Also was tun? Während er blöd aus der Wäsche guckte und jetzt mit Handschellen seinen Kaffee trank, überlegte ich fieberhaft und kam schließlich nur zu einem Schluss: Es blieb mir nichts anderes übrig, als „die Hosen runterzulassen“ – natürlich im übertragenen Sinn. Also setzte ich mich wieder aufs Motorrad und fuhr mit Blaulicht zum nächsten Wachzimmer, um mir bei den Kollegen einen Handschellenschlüssel auszuborgen. Natürlich musste ich bei der Wahrheit bleiben, sonst hätten sie mir keinen herausgerückt. Ja, auch die Kollegen lagen vor Lachen fast unter dem Tisch. Und ja, das kostete mich eine Kiste Sprudelwasser einer bekannten Brauerei.

Der Dienst bei der Wiener Polizei war jedoch nicht immer so ereignisreich. Manchmal stand man einfach nur „Steher“. Bei einem „Steher“, so die Namensgebung, überwacht man eine Botschaft oder ein anderes gefährdetes Objekt in vertikaler Position. Böse Zungen behaupten zwar, dass ein Beamter von der Frühjahrsmüdigkeit in die Sommerlethargie wechselt, um nach der Herbstdepression im Winterschlaf anzukommen. Dabei vergessen jene allerdings, dass eine 60-Stunden-Woche keine Seltenheit ist. Doch ich kann nicht klagen, rückblickend war es eine schöne Zeit. Besonders im letzten Jahrhundert, als noch andere Regeln herrschten.

Das ganze Jahr über hast du ordentlich deinen Dienst verrichtet und zu Weihnachten, wenn die Englein an das Fenster klopfen, war die Stimmung ein wenig anders. Da glänzten zuweilen nicht nur die Äugelein der Englein. So hörte man zumindest.

Es konnte schon vorkommen, dass zur fortgeschrittenen Stunde plötzlich zwei Kollegen von der MOT vor unserer Tür standen, um uns auf einen Kakao einzuladen. Diese nette soziale Geste war ja nicht außergewöhnlich. Außergewöhnlich war, dass jene schon von ein oder zwei Kakaos gezeichnet waren, in Unterhosen und nur mit dem weißen Riemenzeug vor der Tür standen und die Einladung im Chor aussprachen. Leider kam es nicht mehr zur Einladungsvollendung, da eine hohe, korrekt bekleidete Charge gleich hinter ihnen auftauchte und sie mit den Worten „Es Trotteln, schleichts eich obe“ auf die Dienststelle zurückschickte. Dabei packte er beide von hinten am Riemenzeug und half ihnen dabei, die Dienststelle wiederzufinden.

So verging die Zeit in der MOT, manchmal mit ernstesten Einsätzen, manchmal mit skurrilen Zwischenfällen – und immer mit einer guten Portion Wiener Schmäh.

Ein nächtliches Abenteuer mit der Multabox

Nach meiner Zeit bei der MOT, der motorisierten Einheit der Wiener Verkehrsabteilung, wurde ich zur Radarabteilung versetzt. Auch in dieser neuen Rolle erlebte ich so manche Anekdote, die mich bis heute schmunzeln lässt. Die Aufgaben in der Radarabteilung waren oft unspektakulär, aber dennoch voller kleiner Überraschungen, die den Alltag versüßten – oder in manchen Fällen auch für ungewollte Adrenalinschübe sorgten.

Eines Abends stand ein Planquadrat auf dem Programm, eine gezielte Verkehrskontrolle, bei der wir unsere „Multabox“ aufstellen sollten. Die Multabox, ein zweiteiliges, transportables, mausgraues Radargerät, war bei der Bevölkerung berühmt-berüchtigt, weil sie meist erst dann entdeckt wurde, wenn man sie im Rückspiegel sah – und es zu spät war. Unser Offizier hatte uns den Auftrag gegeben, die Multabox am Wiedner Gürtel in der Nähe des Hauptbahnhofs aufzustellen.

Also rückten wir aus, denn mit der Multabox fuhr man damals immer zu zweit aus. Am Zielort angekommen, stellten wir jedoch fest, dass es am Fahrbahnrand ein kleines Aufstellungsproblem gab. Wir mussten die Box daher mitten auf der Straße, auf einer Sperrfläche zwischen drei Fahrspuren, platzieren. Normalerweise stand das Gerät direkt vor dem Einsatzfahrzeug oder zumindest in unmittelbarer Nähe. Doch diesmal war es etwa 40 Meter entfernt, natürlich mit Sichtkontakt.

Das Planquadrat sollte bis ins Morgengrauen dauern und wir wussten aus Erfahrung, dass das stundenlange Sitzen im Auto recht „zaach“ werden konnte. Aber wir waren zu zweit und vereinbarten, dass wenigstens einer die Augen offenhielt, während der andere sich vielleicht kurz ausruhte. Gegen zwei Uhr morgens kam es, wie es kommen musste. Der ältere Kollege neben mir schnarchte bereits friedlich und auch mir fielen für einen kurzen Moment die Augen zu.

Als ich sie wieder öffnete, sah ich mitten auf der Fahrbahn zwei

Gestalten neben der Multabox stehen. Sie hatten bereits begonnen, das Gerät auf den dahinterstehenden Klein-Lkw zu heben. In Sekundenschnelle war ich hellwach und sprang aus dem Auto, um zu verhindern, dass unsere kostbare Ausrüstung gestohlen wurde. Gerade noch rechtzeitig rannte ich auf die beiden zu.

Es stellte sich heraus, dass die Herren in Orange von der MA 48, der Wiener Müllabfuhr, waren. Sie hatten den Auftrag, den Müll von der Straße zu entfernen, und dachten wohl, die Multabox sei ein vergessenes Stück Müll, das entsorgt werden müsse. Fünf Minuten später und wir hätten wohl einen Kredit aufnehmen müssen, denn so eine Multabox mit ihren technischen Innereien gibt es nicht im Abverkauf.

In solchen Momenten merkt man, dass man im Leben ab und zu auch einfach mal Glück haben muss. Und so ging diese Nacht doch noch glimpflich aus.

Die kleinen Momente des Glücks im Polizeidienst

Der Dienst bei der Wiener Polizei ist nicht nur geprägt von großen, spektakulären Einsätzen oder dramatischen Verfolgungsjagden. Oft sind es die kleinen, unscheinbaren Momente, die einem im Gedächtnis bleiben und die einem zeigen, dass man als Polizist mehr ist als nur ein Vollstrecker des Gesetzes. Zwei solcher Momente, die unterschiedlicher kaum sein könnten, haben sich mir besonders ins Gedächtnis eingebrannt.

Eines Nachts während einer Verkehrskontrolle klopfte es plötzlich an das Fenster des Radarwagens. Ein Herr, sichtlich nervös, stand draußen und fragte, ob er die Sache gleich begleichen dürfe. Etwas überrascht öffnete ich das Fenster und erkundigte mich, worum es ging. Es stellte sich heraus, dass er gerade frisch von uns gemessen worden war und dabei eine Geschwindigkeitsübertretung begangen hatte. Nichts Ungewöhnliches – doch als er mir die ganze

Geschichte erzählte, wurde klar, warum er so eilig darum bat, die Angelegenheit sofort zu regeln.

Der Mann war mit dem Wagen seiner Ehefrau unterwegs. Das allein wäre kein Problem gewesen, wenn da nicht die Tatsache gewesen wäre, dass seine Frau als Zulassungsbesitzerin die Rechnung bekommen würde. An sich auch kein großes Drama, doch der Ort und die Uhrzeit, zu der er gemessen wurde, erzählten eine andere Geschichte – eine, die er seiner Frau lieber nicht erklären wollte. Denn er war nicht bei der Arbeit gewesen, wie er es seiner Gattin erzählt hatte, sondern bei seiner Geliebten. Die Vorstellung, dass seine Frau durch die Rechnung auf seine Untreue aufmerksam werden könnte, bereitete ihm sichtlich Unbehagen. Er durfte also die Strafe direkt vor Ort begleichen – und verließ uns sichtlich erleichtert und glücklich, dass seine kleine Eskapade nicht auffliegen würde. Manchmal ist es besser, die Dinge sofort zu klären, dachte ich mir und musste schmunzeln, als er davoneilte.

Ein anderer Moment, der mich ebenso tief berührt hat, trug sich in der Vorweihnachtszeit zu. Es war im 22. Bezirk auf der Erzherzog-Karl-Straße, ein kalter Wintertag, und ich stand wie gewohnt bei einer Verkehrskontrolle, als plötzlich eine junge Frau an mich herantrat. Sie bat mich, ebenfalls sofort zahlen zu dürfen, da sie es sehr eilig hatte. Ich erkundigte mich nach ihrem Anliegen und erfuhr, dass sie eine alleinerziehende Mutter war und es finanziell nicht gerade leicht hatte.

Es war kurz vor Weihnachten und die Geschwindigkeitsübertretung, die sie begangen hatte, war minimal. Die Härte des Gesetzes anzuwenden, erschien mir in diesem Moment fehl am Platz. Stattdessen entschied ich mich, ein Auge zuzudrücken. Ich mahnte sie ab und schenkte ihr die Strafe, wissend, dass jeder Schilling für sie und ihr Kind zählte.

Etwa eine halbe Stunde später stand sie erneut neben meinem Auto, diesmal mit einem strahlenden Lächeln und einem kleinen Geschenk in der Hand. Sie hielt mir drei oder vier selbstgebackene Engerl entgegen, die sie offensichtlich verkaufte, um über die

Runden zu kommen. Ich wollte zuerst ablehnen, doch ihre Hartnäckigkeit und ihre Dankbarkeit waren so überwältigend, dass ich schließlich eines der Engerl dankend annahm. Die anderen lehnte ich ab, denn es war offensichtlich, dass sie diese Einnahmen brauchte.

Das kleine gehäkelte Engerl habe ich bis heute. Es wanderte mit mir von einem Auto zum anderen und ich bin mir fast sicher, dass es mich schon vor dem einen oder anderen Unfall beschützt hat. In Momenten wie diesen merkt man, dass das Leben als Polizist nicht nur aus Gesetzen und Strafen besteht, sondern auch aus Menschlichkeit und Mitgefühl.

Wie wird man ein Mensch?

Liebe Leut', lasst uns noch einmal zum Anfang unserer kleinen Geschichte zurückkehren. Eine Frage, die oft gestellt wird, lautet: „Wie wird man ein Polizist?“ Doch ist das wirklich die entscheidende Frage? Meiner Meinung nach nicht. Denn viel wichtiger ist die Frage: „Wie wird man ein Mensch?“

Polizist zu werden, das dauert heutzutage zwei Jahre – eine relativ kurze Zeitspanne, in der man das Handwerkszeug lernt, um den Dienst am Staat und an der Gesellschaft zu leisten. Doch ein Mensch zu werden, das dauert ein Leben lang. Und das gilt nicht nur für Polizisten, sondern auch für Zuckerbäcker, Maurer oder Astronauten.

Liebe Menschen da draußen, wenn ihr das nächste Mal einem Polizisten begegnet, denkt daran, wer in dieser Uniform steckt. Wenn ihr genauer hinschaut, genauer hinschauen möchtet, erkennt ihr einen Menschen darin – einen Menschen, der genauso ist wie ihr. Ein Mensch mit Hoffnungen, mit Bedürfnissen, mit Sorgen, mit Freude und Leid. Und wenn wir ehrlich sind: Lebt nicht jeder von uns in einer Art Uniform, egal wie unterschiedlich sie auch

sein mag? Ob es nun die Arbeitskleidung ist, die Rolle, die wir in der Gesellschaft spielen, oder die Erwartungen, die an uns gestellt werden – wir alle tragen etwas, das uns formt und manchmal auch einschränkt.

Natürlich sind wir alle verschieden. Und natürlich haben wir auch alle mal einen Tag, an dem wir Dinge tun, die wir vielleicht abends, wenn wir bei einem Bierchen oder einem Glas Wein darüber nachdenken, anders tun würden. Es gehört zur menschlichen Natur, nicht vollkommen zu sein. Wie sagte einst mein Großvater so treffend: „Wer ist schon vollkommen? Außer mir!“ Natürlich war das augenzwinkernd gemeint, doch die Wahrheit, die dahintersteckt, ist klar: Niemand ist vollkommen. Und das ist auch gut so, denn es gibt uns die Chance, uns weiterzuentwickeln, aus unseren Fehlern zu lernen und besser zu werden.

Eine andere weise Person, Indira Gandhi, sagte einmal: „Man kann einander nicht die Hand reichen, wenn man sie zur Faust ballt.“ Das ist ein Gedanke, den ich in meinem Dienst immer wieder im Hinterkopf hatte. Denn es ist wichtig, in unserer Gesellschaft keine Faust zu machen, sondern die Hand zu reichen. Mit einer offenen Hand, einem offenen Herzen und am besten – mit einem Lächeln.

Also, lasst uns die Hand reichen. Lasst uns Menschen sein, die nicht nur ihren Beruf ausüben, sondern auch ihre Menschlichkeit bewahren. Denn am Ende des Tages, ob Polizist, Zuckerbäcker, Maurer oder Astronaut – was zählt, ist, dass wir alle Menschen sind, die einander mit Respekt und Freundlichkeit begegnen. Und das ist es, was uns wirklich ausmacht.

Ein unerwartetes Kompliment im Aufzug

Es war ein ganz gewöhnlicher Arbeitstag in Wien, wie viele andere zuvor, als plötzlich ein ungewöhnlicher Einsatz auf meinem

Plan auftauchte. Ein Anruf meldete eine betagte Dame, die mitten auf der Straße mit ihrem Gehstock alles und jeden attackierte, der ihr zu nahe kam. Die Situation klang zunächst skurril, doch wir wussten, dass es ernst war. Der Grund für ihr Verhalten war schnell klar: Die Dame litt offensichtlich an fortgeschrittener Altersdemenz und konnte ihre Aggressivität nicht kontrollieren.

Gemeinsam mit meiner Kollegin und dem Rettungsdienst machte ich mich auf den Weg, um die Situation zu entschärfen und die Dame sicher in eine psychiatrische Anstalt zu bringen. Obwohl ich selbst türkische Wurzeln habe, bin ich in Niederösterreich geboren und aufgewachsen – eine Herkunft, die in meinem Beruf manchmal für besondere Momente sorgt. Doch an diesem Tag war das Letzte, woran ich dachte, meine Herkunft. Die Dame verlangte unsere volle Aufmerksamkeit.

Der Weg dorthin war alles andere als einfach. Trotz ihres Alters und ihrer Gebrechlichkeit war die Dame überraschend kräftig und setzte ihren Gehstock mit beeindruckender Energie ein. Jeder, der sich ihr näherte – inklusive uns Polizisten –, bekam einen kräftigen Hieb ab. Auch ich blieb nicht verschont, aber ich nahm es mit einem Schmunzeln hin. Solche Momente gehören eben zum Job.

Nach einigem Hin und Her gelang es uns schließlich, die Dame auf der Rettungstrage zu fixieren und in das Krankenhaus zu bringen. Doch der eigentliche Höhepunkt dieses Einsatzes kam erst, als wir im Aufzug standen. Die Anspannung löste sich ein wenig und in der engen Kabine herrschte eine fast schon absurde Ruhe, die von einer unerwarteten Bemerkung der Dame durchbrochen wurde.

Stellen Sie sich vor: eine etwas üppige, klassische „Meidlingerin“, die auf der Trage liegt, immer noch überrascht von den Ereignissen, die sie gerade durchlebt hat. Sie schaut mich direkt an, mustert mich von oben bis unten und sagt dann mit einem Augenzwinkern und echtem Wiener Schmäh: „Oiso ans muas i Ihna sogn – sie san a ausgsprochn netta und fescha Kerl!“

Ich war für einen Moment sprachlos, aber dann konnte ich

nicht anders, als zu lächeln. Solche unerwarteten Komplimente sind selten im Dienst, also bedankte ich mich höflich. Doch bevor der Aufzug anhielt und wir aussteigen konnten, setzte die Dame noch einen drauf. Mit einem verschmitzten Lächeln fügte sie hinzu: „Owa des is untypisch fia so an Murl wie Ihna ...“

Diese Worte, in typischem Wiener Dialekt und mit einer Mischung aus ernsthafter Bewunderung und einer Prise altmodischer Voreingenommenheit, brachten alle im Aufzug zum Lachen. Auch ich konnte nicht anders, als herzlich mitzulachen. Es war einer dieser seltenen Momente, in denen Humor und Menschlichkeit in einem unvorhergesehenen Augenblick zusammenkamen.

Er erinnerte mich daran, dass wir im Alltag oft mit Vorurteilen konfrontiert werden, aber dass ein humorvoller Umgang damit manchmal die beste Antwort ist.

Ein Banküberfall der nicht alltäglichen Art

Diese Geschichte zeigt, dass Höflichkeit manchmal fehl am Platz sein kann – besonders bei einem Banküberfall. Der Vorfall ereignete sich im ländlichen Bereich der Bundeshauptstadt, in einer Gegend, die überwiegend von landwirtschaftlichen Betrieben geprägt ist. Da wir uns am Rande der Großstadt befinden, ist die Anonymität hier teilweise verloren gegangen; jeder kennt jeden und es hat sich eine Art Gemeinschaft entwickelt.

In einer solch engen Gemeinschaft stand ein kleiner Landwirt vor dem finanziellen Ruin. Wirtschaftliche Großunternehmen machten ihm das Leben unerträglich und die Schuldenlast drückte schwer auf ihn. Haus und Hof waren bereits verloren und auch seine Gattin hatte ihn verlassen. Die Lage war fatal. In seiner Verzweiflung sah der sonst biedere Bauer nur noch einen Ausweg: einen Banküberfall.

Nachdem ihm sein Bankinstitut einen Kredit verweigert hatte,

entschloss er sich zum Äußersten. Ausgerechnet die Filiale, in der er schon so oft Kunde gewesen war, sollte sein Ziel werden – denn die Ortskenntnis war ihm von Vorteil. Mit dem Mut der Verzweiflung, einer ordentlichen Portion Alkohol im Blut, einer Strumpfmassage und einer Schreckschusspistole bewaffnet, stürmte der Bauer – laut „Banküberfall!“ schreiend – in das Institut und entkam mit beträchtlicher Beute.

Doch noch im Eingangsbereich des Gebäudes, beim Verlassen der Bank, zog er sich die Strumpfmassage vom Kopf. Dabei begegnete er seinem Nachbarn Koarl. Und in seiner freundlichen Art, die ihm auch in dieser Lage nicht abhandengekommen war, grüßte er ihn mit einem „Servas, Koarl“ und lief sofort davon.

Nach dem Motto „dümmer geht’s nimma“ war die Verhaftung des Landwirtes reine Routine und die Aufklärung dieses Verbrechens ging als eine der schnellsten in die Kriminalgeschichte ein.

Ein Vorfall im zwischenmenschlichen Bereich

Der Vorfall ereignete sich vor einiger Zeit und betraf ein trauriges, aber leider nicht seltenes Thema: Gewalt innerhalb der Familie. Für viele ist dies beinahe so alltäglich wie der tägliche Kampf um einen Parkplatz bei der Arbeitsstätte. In diesem speziellen Fall handelte es sich um einen cholerischen Geschäftsmann, der es immer wieder schaffte, behördliche Schritte gegen sich zu unterbinden. Nach jeder Misshandlung schüchterte er seine Opfer derart ein, dass sie sämtliche Aussagen gegenüber der Kriminalpolizei verweigerten. Bei den Geschädigten handelte es sich stets um die jeweiligen Lebensabschnittspartnerinnen des Cholerikers.

Als seine letzte Leidensgefährtin trotz aller Hindernisse den Weg zu unserer Sicherheitsdienststelle fand, nachdem sie von ihm mit Fußtritten lebensgefährlich verletzt worden war, standen wir vor einem Problem: der Vollzug eines gerichtlichen Haftbefehls.

Wir wollten unnötige Gewalt vermeiden, um den damit immer verbundenen Papierkrieg zu umgehen.

Um den Verdächtigen ohne Gewaltanwendung aus seiner Behausung zu locken, inszenierten wir vor dem Einfahrtstor seines Wohnhauses einen Verkehrsunfall. Unter erheblichem Bremsgeräusch, das durch den Schotterbelag verstärkt wurde, brachten wir unseren Dienstwagen so knapp vor seinem Fahrzeug zum Stillstand, dass der Eindruck einer Kollision entstand.

Wir stiegen beide aus unserem Fahrzeug und begannen lautstark, über den vermeintlichen Unfallhergang zu diskutieren. Mein Kollege übernahm die Rolle des aufgebracht Vaters, während mir die Rolle des „verblödeten“ Sohnes zufiel. Wir spielten unsere Rollen so überzeugend und laut, dass der Choleriker tatsächlich darauf hereinfiel und vor seine Haustür trat.

Da nur ich dem Choleriker bekannt war, nutzte ich eine Nische in der Gartenmauer als Deckung, während mein Kollege lautstark die Situation weiter anheizte. Zunächst zeigte der Verdächtige keine Absicht, näher zu kommen, um den vermeintlichen Schaden zu begutachten. Erst als mein Kollege drohte, die Polizei zur Unfallaufnahme zu rufen, öffnete unser Widersacher widerwillig das versperrte Gartentor und trat zu seinem Fahrzeug.

Als er feststellte, dass kein Schaden entstanden war, wollte er sich umdrehen, um seinem Zorn freien Lauf zu lassen. Doch stattdessen blickte er plötzlich in die Mündung zweier Dienstpistolen. Dieses Argument überzeugte ihn und der Spuk war schnell beendet.

Unser Freund Axel

Im Verlauf von wenigen Wochen verübte eine Jugendbande zahlreiche Einbrüche in Geschäftslokale. Mit dem Diebstahl mehrerer Vespa-Motorräder ließ sich das wöchentliche Taschengeld er-

heblich aufbessern. Es zeigte sich, dass die Jugendlichen ihre Teilnahme an den Einbrüchen als Zeitvertreib und Mutprobe ansahen. Alle entstammten angesehenen Elternhäusern, aber Geld allein macht eben auch nicht glücklich.

Ein Hinweis aus der Suchtgiftszene führte schließlich auf die Spur der jugendlichen Einbrecher und zu deren Verhaftung. Zur allgemeinen Überraschung der Kriminalbeamten agierte die Jugendbande unter der Anweisung eines Erwachsenen, der bereits in Jugendjahren mit dem Gesetz in Konflikt geraten war und über die notwendigen Kontakte verfügte.

Sich mit gestohlenen Motorrädern und Einbrüchen den Lebensunterhalt zu verdienen und dafür noch nicht straffällig gewordene Jugendliche zu verwenden, war für ihn schnell eine beschlossene Sache. Die Verhaftungen der Jugendbande erreichten auch den Erwachsenen mit dem Vornamen „Axel“, der es nun vorzog, in der Großstadt unterzutauchen.

Axel, für die Kriminalbeamten kein unbeschriebenes Blatt, gelang es zunächst, sich einer Verhaftung zu entziehen. Trotz aller Bemühungen der Kieberer war es nicht möglich, Axels Aufenthaltsort festzustellen. In mehreren Nachtstreifen wurden einschlägige Lokale und Orte, die Axel früher als Unterschlupf verwendet hatte, kontrolliert und selbst Hinweise aus der Szene brachten die Kriminalbeamten keinen Schritt weiter. Schließlich wurde Axel zur bundesweiten Fahndung ausgeschrieben.

Kurze Zeit später, rein zufällig, als die Kriminalbeamten nach Dienstschluss noch ein Kellerlokal aufsuchten – Gott ist manchmal wirklich auf Seiten der Gerechtigkeit –, kam der „Kommissar Zufall“ ins Spiel: Axel saß entspannt an der Theke auf einem Barhocker, mit einem Krügerl Bier in der Hand. Seine Überraschung beim Erscheinen der Kriminalbeamten war mindestens genauso groß, nur mit dem Unterschied, dass die Kriminalbeamten lachen konnten – er eher nicht. In seinen Augen spiegelte sich blankes Entsetzen wider.

Da es für den Spaßvogel nun kein Entrinnen mehr gab, bestell-

ten die Kriminalbeamten ebenfalls eine Runde Bier und gesellten sich zu Axel, der sich aus verständlichen Gründen mehr als wortkarg gab. Als die Kieberer auf eher lockere Art sein weiteres Leben in naher Zukunft beschrieben, wurde Axel sichtlich immer nervöser. Ein Kriminalbeamter verfasste daraufhin folgenden Schüttelreim:

„Willst du einen Axel schnacksln, musst du auf den Hocker kraxln.“

Hierauf begannen alle Kriminalbeamten zu lachen. Axel, der die Situation nun blitzschnell erfasste, ergriff die Flucht und die Kriminalbeamten waren vor Lachen unfähig, ihm nachzulaufen.

Weit kam Axel allerdings nicht. Eine Alarmfahndung später war Axel wieder in Gewahrsam.

Ein Heiratsschwindler

Ein junger Mann, eine groß gewachsene, stattliche Erscheinung, dessen geistige Kapazität leider indirekt proportional zu seiner Körpergröße gewachsen ist, findet beim weiblichen Geschlecht dennoch Anklang. Mit erfundenen Lebensgeschichten gelingt es ihm immer wieder, das Ziel seiner Begierde – Damen eher reiferen Alters – mit der Aussicht auf eine gemeinsame Zukunft zu umgarnen und von ihren Finanzen gut zu leben. Diese Lebensweise wird im herkömmlichen Sinne als Heiratsschwindel und in juristischen Kreisen als gewerbsmäßiger Betrug bezeichnet.

Mit dieser Masche ist der junge Mann bereits einige Male mit dem Gesetz in Konflikt geraten. Eines Tages jedoch überschritt er die Belastungsgrenze des Richters, der – erstmalig für den Betrüger – einen Haftbefehl erließ. In den frühen Morgenstunden wurde der Ganove dann von einer Funkstreifenbesatzung unsanft geweckt und bis zur Einlieferung in das Gefangenenhaus zunächst in der polizeilichen Arrestzelle verwahrt.

Als der Zeitpunkt für seinen Ortswechsel in die Justizanstalt gekommen war, fragte er einen Kriminalbeamten nach dem weiteren Prozedere, denn mit dem Gefängnis konnte er sich beim besten Willen nicht anfreunden. Sein allgemeiner körperlicher Zustand ließ augenscheinlich auf ein desolates Innenleben schließen. Unter diesem Eindruck gab ihm der Kriminalbeamte zu verstehen, dass „er sich im Häfn unbedingt gegenüber den anderen Insassen durchsetzen müsse“, und empfahl ihm, sogleich bei seiner Ankunft „ordentlich auf den Tisch zu hauen und eine ordinäre Ausdrucksweise zu verwenden“. Andernfalls, so der Beamte, wäre er auf alle Fälle ein Opfer für die anderen Häftlinge – unschwer zu verstehen, worauf der Kieberer da konkret anspielte.

Nach der Überstellung in das Gefangenenhaus läutete einige Zeit später das Telefon bei den Kriminalbeamten. Am anderen Ende der Leitung befand sich ein äußerst aufgeregter Justizbeamter, der in den Hörer brüllte: „Welchen Idioten haben die Kieberer da eingeliefert?“

Im Sinne der Empfehlung des Kriminalbeamten hatte der Heiratsschwindler schon in der Aufnahmekanzlei zu randalieren begonnen, einen Justizbeamten vom Sessel gestoßen und einem anderen einen heftigen Faustschlag versetzt. Mehrere Beamte waren schließlich notwendig gewesen, um den Heiratsschwindler unter Kontrolle zu bringen.

So war es beim besten Willen nicht geplant und die Schilderung des Kriminalbeamten hatte eine komplett andere Dynamik entwickelt.

Eines bleibt jedoch noch zu berichten: Der Heiratsschwindler ist nie wieder straffällig geworden. So etwas nennt man Resozialisierung in polizeilicher Manier.

Dumm gelaufen

Zwei Einbrecher lernen sich im Gefängnis näher kennen und werden nach einer mehr als dreijährigen Haftzeit wieder entlassen. Kaum in Freiheit nehmen sie sofort dort wieder ihre Aktivitäten auf, wo sie vor mehr als drei Jahren aufgehört hatten, und begehen erneut einen Einbruch nach dem anderen. Für ihre nächtlichen Fahrten stehlen sie zunächst ein Fahrzeug direkt bei der Gefängnisanstalt, da sich öffentliche Verkehrsmittel für ihre Zwecke logischerweise nicht eignen.

Eines Nachts brechen sie in ein Freizeitzentrum ein und lösen dabei den Alarm aus. Als sie merken, dass die Alarmanlage aktiviert wurde, flüchten sie in die nahe gelegenen Donauauen. Im Zuge der Fahndung fährt ein Zivilfahrzeug der Kriminalpolizei einen Straßenzug entlang. Ohne einen bestimmten Grund kehren die Beamten auf diesem Straßenstück plötzlich um.

Plötzlich springt ein junger Mann aus einem Gebüsch hervor und gestikuliert wild, um das Fahrzeug anzuhalten. Für die Kriminalbeamten ist sofort erkennbar, dass es sich bei dieser Person nur um den gesuchten Einbrecher handeln kann. Sie reagieren prompt und nehmen ihn fest.

Nun drängt sich förmlich die Frage auf, warum der Einbrecher das Fahrzeug der Kriminalbeamten angehalten hat. Die Lösung dieses Rätsels ist einfach und banal: Das von den Kriminellen gestohlene und verwendete Kraftfahrzeug war vollkommen identisch in Marke, Typ und Lackierung mit dem Dienstfahrzeug der Kriminalbeamten. In dem Glauben, sein Kumpel würde ihn abholen, verließ der Einbrecher sein Versteck.

Eine gerade wieder begonnene Einbrecherkarriere hat sich damit von selbst erledigt, bevor sie richtig beginnen konnte – eben saudumm gelaufen.

„Wenn’st a Pech host, dann host a Glück a net“.

Ein misslungener Suchtgiftankauf

Einem verdeckten Ermittler einer Suchtgiftabteilung gelingt es, in der Szene nicht nur Fuß zu fassen, sondern seine Rolle auch perfekt zu spielen. Um seinen gehobenen Status unter Beweis zu stellen, geht er mit den vom Ministerium zur Verfügung gestellten Barmitteln sehr freizügig um. Auf diese Weise kann er im weiteren Verlauf das Vertrauen diverser Dealer erlangen und tritt schließlich mit einer kosovarisch-albanischen Tätergruppe in Kontakt. Es ist zu erwähnen, dass bei diesen Geschäftsanbahnungen äußerste Vorsicht geboten ist und viel Geduld aufgebracht werden muss.

Nachdem die Verhandlungen abgeschlossen sind, werden vom Scheinankäufer in Absprache mit den Dealern der Ort und der Zeitpunkt für die Übergabe festgelegt.

Dieser Tag im November bescherte Wien einen regennassen Nachmittag und die für den Zugriff eingeteilten, als Straßenkehrer verkleideten Kriminalbeamten kämpften mit extrem kalten Füßen. Am vereinbarten Treffpunkt erschien jedoch nur der Kollege, während die ausländischen Verkäufer nicht in Erscheinung traten. Nach einiger Zeit wurde es zur Gewissheit: Der Deal war geplatzt und der Einsatz wurde beendet.

Da die Einsatzleitung die Abholung der Kriminalbeamten mit einer Verzögerung von etwa einer Stunde eingeplant hatte, begaben sich die „Straßenkehrer“ zwischenzeitlich zu einem Imbissstand. Die Laune der Beamten war am Nullpunkt und der Frust war dem Inhaber deutlich erkennbar. Aus Mitleid spendierte er den vermeintlichen Angehörigen der Magistratsabteilung 48 als Entschädigung für das „Sauwetter“ ein wärmendes Getränk.

An diesem Tag war die Kundenfrequenz sehr bescheiden, so dass der Inhaber nun die Gelegenheit nutzte, richtig gesprächig zu werden, in der Annahme, bei den Straßenkehrern das geeignete Publikum für seine geistigen Ergüsse gefunden zu haben. Die Kollegen blieben in ihrer Rolle, wie es sich für Profis gehört.

Der Würstelstandler ließ kein gutes Haar mehr an Politik, Fuß-

ball und Wetter und die Kriminalbeamten stimmten ihm zu. Als Anerkennung erhielten sie eine weitere Runde, diesmal in Form von Bierdosen. Es wurde immer geselliger. „Ihr verdient ja auch einen Dreck bei der Gemeinde. Die Politik kümmert sich net um uns kleine Leut. Aber den Dreck dürft’s wegräumen für die Großkopferten“, empörte sich der Standler. Die Kollegen blieben bei dieser Aussage stumm wie die Fische.

Als der einseitige Informationsaustausch so richtig dem Höhepunkt zustrebte und die Beamten nun auch noch das private Leben ihres Gesprächspartners erfahren sollten, nahm der für den Inhaber doch noch schön begonnene Nachmittag ein abruptes Ende.

Plötzlich fuhren drei Kraftfahrzeuge der Marke BMW gehobener Klasse vor. Die Straßenkehrer verabschiedeten sich, warfen Besen und Oberbekleidung in den Kofferraum, bestiegen die BMWs und fuhren davon.

Dem Gesichtsausdruck des Würstelstandbesitzers war deutlich anzusehen, dass er die Welt nun überhaupt nicht mehr verstand. Straßenkehrer, die mit BMWs der gehobenen Klasse, noch dazu mit Chauffeur, von ihrem Arbeitsplatz abgeholt werden, hatten sein Weltbild gehörig durcheinandergebracht. Gedanklich fragte er sich sicher: „Was habe ich in meinem Leben nur falsch gemacht?“

Der Wasserschaden

Es war ein gewöhnlicher Tag auf Streife, als uns ein Funkspruch von der Landesleitzentrale erreichte. Der Einsatzgrund lautete „Wasser durch Decke“. Solche Einsätze schienen auf den ersten Blick eher unspektakulär, fast schon banal, doch als Polizeibeamter lernt man schnell, dass selbst hinter den harmlosesten Einsatzgründen manchmal eine Notlage steckt. Wir dachten an die Möglichkeit, dass jemand in der Wohnung über der betroffenen Stelle gestürzt sein könnte – vielleicht in der Badewanne oder Du-

sche – und nun dringend Hilfe benötigte. Also machten wir uns auf den Weg.

Als wir am Einsatzort ankamen, empfing uns eine ältere Dame, wohl um die 80 Jahre alt. Sie war sichtlich aufgeregt und führte uns schnell in ihr Wohnzimmer. Was wir dort sahen, bestätigte ihren Notruf: Die gesamte Decke war nass und aus mehreren Stellen tropfte es unaufhörlich herab. Die Dame war besorgt und es war offensichtlich, dass sie Angst hatte, dass der Schaden noch größer werden könnte.

Wir versuchten, sie zu beruhigen. „Machen Sie sich keine Sorgen, gnädige Frau“, sagte mein Kollege, „wir werden der Sache auf den Grund gehen und herausfinden, woher das Wasser kommt.“ Sie nickte erleichtert und ließ uns ziehen, während wir die Treppen hinauf in den dritten Stock eilten, wo wir die Ursache vermuteten.

An der Tür der Wohnung über der Dame klingelten wir mehrmals. Schließlich wurde geöffnet und vor uns stand ein Mann mittleren Alters, offensichtlich aus dem arabischen Raum. Er wirkte freundlich und schien nicht zu verstehen, warum die Polizei vor seiner Tür stand. „Guten Tag“, begann ich, „wir sind hier wegen eines Wasserproblems. Ihre Nachbarin unten hat uns gerufen, weil Wasser von Ihrer Wohnung in ihre tropft. Haben Sie hier vielleicht ein Problem mit einer Wasserleitung?“

Der Mann lächelte und schüttelte den Kopf. „Nein, nein, kein Wasserproblem hier“, versicherte er uns in gebrochenem Deutsch. „Ich habe nur meinen Garten gegossen.“

Mein Kollege und ich tauschten einen verblüfften Blick. Garten? Wir befanden uns im dritten Stock eines großen Gemeindeflaures, mitten in Wien. Die Vorstellung, dass jemand hier einen Garten hätte, war mehr als ungewöhnlich. „Einen Garten?“, fragte mein Kollege vorsichtig nach. „Wir sind im dritten Stock. Wo genau haben Sie hier einen Garten?“

Der Mann lächelte breit und winkte uns herein. „Kommen Sie, ich zeige es Ihnen“, sagte er stolz und führte uns in seine Wohnung. Wir folgten ihm durch den Flur und betraten dann sein Wohn-

zimmer. Was wir dort sahen, ließ uns für einen Moment sprachlos stehen.

Mitten im Wohnzimmer war ein Garten angelegt und das nicht nur im übertragenen Sinne. Der gesamte Boden war mit Rollrasen bedeckt, der sorgfältig verlegt worden war. Überall im Raum standen Pflanzen – in Töpfen, in kleinen Beeten und sogar in improvisierten Blumenkästen, die an den Wänden befestigt waren. Es war eine grüne Oase mitten in einer Stadtwohnung und das Ganze sah aus, als wäre es direkt aus einem botanischen Garten in die vier Wände dieses Wohnzimmers transplantiert worden.

„Das ist mein Garten“, erklärte der Mann stolz, während er uns durch den Raum führte. „Die Pflanzen brauchen viel Wasser, also gieße ich sie oft.“ Er zeigte auf eine Gießkanne, die er offensichtlich gerade benutzt hatte. Der Boden unter unseren Füßen war noch feucht und es war nicht schwer zu erraten, woher das Wasser gekommen war, das die Decke der Nachbarin im Stockwerk darunter durchnässt hatte.

„Herr ...“, begann ich vorsichtig, während ich versuchte, die Situation zu erklären, „dieser Garten ist wirklich beeindruckend, aber wissen Sie, das viele Wasser sickert durch den Boden und tropft in die Wohnung unter Ihnen. Sie haben das Wohnzimmer der Dame unten komplett geflutet.“

Der Mann sah uns einen Moment lang an, als würde er versuchen, die Information zu verarbeiten. „Oh, ich verstehe“, sagte er schließlich, offensichtlich betreten. „Ich wollte nur, dass die Pflanzen gut wachsen.“

Mein Kollege, der sich inzwischen von dem Schock erholt hatte, fügte hinzu: „Das können wir nachvollziehen, aber Sie müssen bedenken, dass Ihre Nachbarn darunter leiden, wenn Wasser durch die Decke tropft.“

Der Mann nickte verständnisvoll, wenn auch etwas traurig. Es war klar, dass er viel Herzblut in diesen kleinen Garten gesteckt hatte, aber wir mussten ihm klarmachen, dass es so nicht weitergehen konnte.

Nach einer Weile verließen wir seine Wohnung und gingen zurück zu der alten Dame, die ungeduldig in ihrer Wohnung auf uns wartete. „Was war es denn?“, fragte sie sofort. „Ist alles in Ordnung?“

„Nun, es gibt kein großes Wasserleck“, erklärte mein Kollege. „Ihr Nachbar hat einen kleinen Garten in seiner Wohnung angelegt und hat ihn etwas zu großzügig gegossen. Wir haben ihm erklärt, dass das nicht geht.“

Die Dame sah uns überrascht an, als hätte sie nicht ganz verstanden, was wir gesagt hatten. „Einen Garten? Im dritten Stock? Was denken sich die Leute heutzutage?“

Wir konnten uns ein Schmunzeln nicht verkneifen. „Ja, das ist wohl wahr“, sagte ich. „Aber machen Sie sich keine Sorgen, wir haben das geklärt. Er wird aufpassen, dass es nicht wieder passiert.“

Nachdem wir uns von der Dame verabschiedet hatten, gingen wir zurück zu unserem Streifenwagen. Auf dem Weg dorthin tauschten wir immer wieder Blicke aus und schüttelten ungläubig den Kopf. Ein Garten im dritten Stock – das war definitiv einer der ungewöhnlichsten Einsätze, die wir je erlebt hatten.

„Wien hat wirklich alles“, sagte mein Kollege schließlich, als wir ins Auto stiegen. „Sogar Gärten mitten in Wohnungen.“

„Das stimmt“, sagte ich. „Aber vielleicht sollten wir das nächste Mal einen Gärtner mitschicken, wenn wir zu so einem Einsatz gerufen werden.“

Der Brand in der Sauna

Es war ein ganz normaler Tag in den späten 1980er-Jahren, als wir von der Polizei gemeinsam mit der Feuerwehr zu einem Einsatz in einem Mehrparteienhaus in Wien-Meidling gerufen wurden. Das Gebäude war relativ neu und bot den Bewohnern modernen Komfort, darunter eine kleine Sauna im obersten Stockwerk, die von allen genutzt werden konnte. An diesem Tag sollte sich

jedoch herausstellen, dass diese Sauna für mehr als nur entspannte Schwitzbäder genutzt wurde.

Der Alarm, der uns und die Feuerwehr auf den Plan rief, stammte direkt aus der Sauna. Es wurde ein Brand vermutet, denn warum sonst sollte der Notknopf gedrückt worden sein? Die Sache war dringend, also rüsteten wir uns in Windeseile aus und machten uns auf den Weg. Die Feuerwehrleute waren schon in voller Montur und auch wir, damals noch als Sicherheitswachebeamte (SWB) bekannt, standen bereit, dem mutmaßlichen Feuer Einhalt zu gebieten.

Als wir im Haus ankamen, erwartete uns die Hausmeisterin bereits, eine resolute Dame, die alles im Griff zu haben schien. Sie öffnete uns den Zugang zur Sauna, der aus Sicherheitsgründen normalerweise versperrt war. „Ich sperre das hier gleich für euch auf“, sagte sie mit einem strengen Gesichtsausdruck, der wenig Raum für Diskussionen ließ. Sie war vermutlich genauso gespannt wie wir, was uns dort oben erwarten würde.

Die Feuerwehrleute gingen vorsichtig vor und öffneten die Tür zur Sauna, bereit, sich jedem möglichen Brandherd zu stellen. Doch was uns dann erwartete, ließ selbst die erfahrensten unter uns stutzen. In der Sauna war tatsächlich Feuer im Spiel – allerdings nicht im wörtlichen Sinne.

Dort, mitten in der Sauna, lag der Hausmeister, splitternackt und in äußerst eindeutiger Pose mit einer ebenso nackten Bewohnerin des Hauses. Beide waren so vertieft in ihre privaten Aktivitäten, dass sie den Alarm nicht einmal gehört hatten. Die Sirene, die einen Stock tiefer beim Eingang zur Sauna montiert war, hatte ihre lustvollen Bemühungen offenbar nicht durchdringen können.

Das Szenario hätte nicht skurriler sein können. Wir standen da, Polizisten und Feuerwehrleute in voller Montur, während vor uns zwei Menschen in einer Situation waren, die definitiv nicht zur normalen Polizeiarbeit gehörte. Und als wäre das nicht genug, sorgte der Schreckmoment für einen zusätzlichen medizinischen Notfall: Die Dame bekam bei der ganzen Aufregung einen Schei-

denkrampf, der uns dazu zwang, auch noch den Rettungsdienst zu rufen.

Während wir darauf warteten, dass die Sanitäter eintrafen, mussten wir uns mit der aufgebrachten Hausmeisterin herum-schlagen, die inzwischen die Szene betreten hatte. Ihr Zorn war unbeschreiblich. Sie schimpfte, sie fluchte und sie drohte, ihren Mann, den Hausmeister, eigenhändig hinauszuwerfen. Es war klar, dass wir hier nicht nur ein medizinisches Problem hatten, sondern auch einen ausgewachsenen Skandal.

Wir taten unser Bestes, um die Situation unter Kontrolle zu halten. „Frau Hausmeisterin, bitte beruhigen Sie sich“, sagte mein Kollege beschwichtigend, während wir die beiden noch immer ineinander verkrampften Liebenden irgendwie vor ihrem Zorn schützten. Es war nicht der klassische Polizeieinsatz, aber wir taten, was wir konnten.

Als schließlich der Rettungsdienst eintraf und die Dame mit einer krampflösenden Spritze behandelt wurde, begann sich die Lage langsam zu entspannen – zumindest körperlich. Der Hausmeister und seine Gespielin konnten sich endlich trennen, doch die peinliche Stille, die folgte, sprach Bände. Die Hausmeisterin tobte zwar immer noch, aber wir sahen von einer Festnahme ab. Es war offensichtlich, dass diese beiden Menschen schon genug durchgemacht hatten – und dass die Strafe in Form des öffentlichen Skandals bereits hart genug war.

Das Hausmeisterpärchen, das sich offensichtlich getrennt hatte, zog kurz nach dem Vorfall aus dem Haus aus. Die Geschichte verbreitete sich wie ein Lauffeuer unter den Bewohnern und jeder wusste Bescheid. Für uns Polizisten blieb dieser Einsatz jedoch eine jener Geschichten, die man sich noch Jahre später mit einem Grinsen erzählt.

Rückblickend betrachtet war es ein Einsatz, der uns zeigte, dass in unserem Beruf wirklich alles passieren kann.

Der Einsatz mit der unerwarteten Überraschung

Es war ein ruhiger Abend, als wir, eine Streifenbesatzung in Wien, zu einem vermeintlichen Raubüberfall gerufen wurden. Der Einsatzgrund klang dramatisch: „Blinder Mann wurde ausgeraubt!“ Sofort machten wir uns auf den Weg zur angegebenen Örtlichkeit, um dem Opfer zu helfen und den Täter, wenn möglich, zu fassen.

Als wir ankamen, konnten wir weit und breit keinen Verdächtigen entdecken. Stattdessen fanden wir das mutmaßliche Opfer, einen Mann mittleren Alters, der auf den ersten Blick tatsächlich blind zu sein schien. Er stand unsicher auf seinen Beinen, stützte sich leicht gegen eine Wand und schien orientierungslos. Wir entschlossen uns, näher an ihn heranzutreten, und versuchten, herauszufinden, was genau passiert war.

„Was ist passiert? Können Sie uns sagen, was vorgefallen ist?“, fragte einer meiner Kollegen vorsichtig. Der Mann murmelte etwas Unverständliches und schien große Mühe zu haben, seine Worte zu formen. Als wir ihn weiter befragten, fiel uns jedoch bald auf, dass etwas nicht stimmte. Seine Bewegungen waren zwar unsicher, aber es war nicht die Blindheit, die ihn so benommen machte – es war der Alkohol. Der Mann war nicht blind, sondern einfach nur unglaublich stark alkoholisiert.

Da er keine klaren Aussagen machen konnte und auch kein Täter in der Nähe war, beschlossen wir, ihn in den Streifenwagen zu setzen und mit ihm die Gegend zu bestreifen. Vielleicht würde er uns doch noch wichtige Hinweise geben können oder wir würden den Täter zufällig entdecken.

Während wir die Straßen durchfuhren, begann der Mann auf dem Rücksitz plötzlich zu murmeln: „Ma, jetzt hab ich mir fast in die Hos'n geschissen.“ Wir warfen uns alle kurz einen Blick zu, aber niemand nahm seine Worte wirklich ernst. Wir hatten schon einiges erlebt und dachten, dass er einfach nur im alkoholisierten Zustand Unsinn redete. Doch nur wenige Augenblicke später sagte er mit einem leicht verzweifelten Ton in der Stimme: „Na, jetzt hab

ich mir echt in die Hosen g'schissn.“

Dieses Mal blieb es nicht nur bei einem schnellen Blickaustausch. Wir konnten nicht anders, als ein leises Lachen zu unterdrücken. „Na klar“, dachten wir, „jetzt fängt er auch noch an, uns solche Geschichten aufzutischen.“ Wir setzten unsere Arbeit fort, bestreiften weiter die Gegend und versuchten, das Beste aus der Situation zu machen.

Nachdem wir einige Zeit erfolglos die Straßen durchquert hatten, entschlossen wir uns, den Mann irgendwo abzuliefern. Als er aus dem Wagen stieg und wir weiterfuhren, bemerkte ich plötzlich einen üblen Geruch im Auto. „Hat einer von euch gepupst?“, fragte ich halb im Scherz, halb in der Hoffnung, dass es nur ein harmloses Lüftchen war. Doch meine Kollegen verneinten beide und wirkten genauso irritiert wie ich.

Der Gestank wurde mit jeder Sekunde schlimmer und ich konnte es kaum glauben. Da wir keine plausible Erklärung fanden, schaltete ich schließlich das Licht im Fond des Fahrzeugs ein, aber es war so schwach, dass ich nichts Auffälliges erkennen konnte. Der Geruch war jedoch so stark und unangenehm, dass ich es nicht dabei belassen konnte. Also griff ich zu meiner Taschenlampe und leuchtete auf den hinteren rechten Sitzbereich der Rücksitzbank.

Was ich dann sah, ließ mich erstarren. Dort, wo unser „blinder“ Opfer gesessen hatte, befand sich eine feuchte, braune Überraschung, die sich auf dem Sitzpolster breitgemacht hatte. Es war genau das, was der Mann uns zuvor angekündigt hatte – und wir hatten es nicht ernst genommen.

Der Anblick war ekelhaft, aber gleichzeitig mussten wir alle darüber lachen. „Der hat's wirklich durchgezogen“, sagte einer meiner Kollegen mit einem ungläubigen Grinsen. Natürlich war das Ganze nicht nur witzig, sondern auch extrem unangenehm. Wir konnten nicht fassen, dass wir diese braune Hinterlassenschaft jetzt in unserem Streifenwagen hatten.

Der Rest des Abends verlief wenig spektakulär. Nachdem wir uns noch eine Weile über die „Duftnote“ in unserem Wagen amü-

siert hatten, war klar, dass unser Funkwagen dringend gereinigt werden musste. Das Auto konnte so jedenfalls nicht im Einsatz bleiben.

Die Geschichte verbreitete sich wie ein Lauffeuer im ganzen Polizeikommissariat. Jeder wollte wissen, wie es dazu gekommen war, und die Erzählung sorgte für viele Lacher – auch wenn wir uns anfangs sicher wünschten, dass wir die Geschichte nicht selbst hätten erleben müssen. Es war einer dieser Einsätze, die man niemals vergisst, egal wie viele Jahre vergehen.

Der nächtliche Einsatz mit der ungebetenen Fledermaus

Es ist schon viele Jahre her, dass ich mit meiner Kollegin in den Straßen von Wien-Favoriten auf Streife war. Die nächtlichen Fahrten durch die Stadt brachten oft unerwartete Begegnungen mit sich und als Polizisten waren wir darauf trainiert, auf alles vorbereitet zu sein. Doch an diesem Abend sollte uns ein Einsatz bevorstehen, der so gar nicht in unser normales Repertoire passte.

Wir hatten gerade die vertrauten Straßenzüge durchquert, als der Funkspruch hereinkam: „Fledermaus in Wohnung, Bewohnerin in Panik“. Meine Kollegin und ich warfen uns einen kurzen Blick zu, ein amüsiertes Lächeln zog über unsere Gesichter. Solche Einsätze waren selten, aber sie brachten Abwechslung in den oft monotonen Dienstag. Außerdem sahen wir es als unsere Pflicht, der Bevölkerung zu helfen – selbst wenn es sich dabei um geflügelte Eindringlinge handelte.

Als wir bei der angegebenen Adresse ankamen, empfing uns eine sichtlich aufgelöste Dame, die bereits eine Nachbarin zur Unterstützung gerufen hatte. Beide standen mit geröteten Wangen und leicht zitternden Händen vor uns und es war klar, dass die Anwesenheit der Fledermaus ihnen gehörig Angst eingejagt hatte.

„Sie müssen sie wegmachen! Das Ding fliegt hier irgendwo

rum!“, rief die Dame fast flehentlich. Wir beruhigten die beiden Frauen so gut es ging und versicherten ihnen, dass wir der Sache auf den Grund gehen würden. Mit der Taschenlampe in der Hand betraten wir die Wohnung, fest entschlossen, den geflügelten Unruhestifter zu finden.

Doch trotz unserer intensiven Suche schien die Fledermaus wie vom Erdboden verschluckt. Kein Flattern, kein Rascheln war zu hören. Gerade als wir begannen zu zweifeln, ob das Tier überhaupt noch in der Wohnung war, kam von der Nachbarin die Bestätigung: „Ich habe sie auch gesehen! Sie ist hier irgendwo!“ Es war also kein Hirngespinnst, sondern die Fledermaus musste sich gut versteckt haben.

Wir beschlossen, es mit Ruhe und Geduld zu versuchen. Vielleicht würde das Tier sich durch Geräusche verraten. Tatsächlich – nach einigen Minuten der Stille hörten wir ein leises Rascheln und das charakteristische Zirpen, das Fledermäuse von sich geben. Das Geräusch kam aus dem Wohnzimmer, genauer gesagt, aus einem schmalen Spalt zwischen einem Schrank und der Wand. Die Fledermaus hatte sich dort hineingezwängt und schien nicht die Absicht zu haben, ihren Unterschlupf freiwillig zu verlassen.

Mit einem Kochlöffel bewaffnet, den uns die Dame aus der Küche reichte, wagte ich mich näher an den Spalt heran. Vorsichtig stupste ich die Fledermaus an ihrem Hinterteil, um sie zu einem Ortswechsel zu bewegen. Das Tier reagierte mit einem bösen Zischen und zeigte deutlich, dass es von meiner Anwesenheit wenig begeistert war. Doch schließlich kletterte die Fledermaus widerwillig auf die Oberseite des Schranks, wo ich versuchte, sie mit meinem Handschuh vorsichtig zu greifen.

Kaum hatte ich das Tier berührt, schlug es jedoch mit seinen Flügeln und hob abrupt ab. Im Wohnzimmer begann ein wilder Flug um die Deckenlampe, während die Fledermaus das geöffnete Fenster, das wir ihr zur Flucht bereitgestellt hatten, vollkommen ignorierte.

Die beiden Damen standen derweil in den entgegengesetzten

Ecken des Zimmers, die Augen weit aufgerissen. Bei jeder Runde, die die Fledermaus durch den Raum drehte, stieß eine von ihnen einen spitzen, erschrockenen Schrei aus. Es war eine Herausforderung für meine Kollegin und mich, die Fassung zu bewahren, denn die Szene hatte etwas Komisches an sich. Zwei gestandene Polizisten, die in einem Wohnzimmer einer verängstigten Fledermaus und zwei hysterischen Damen gegenüberstanden – das war nicht der übliche Alltag.

Schließlich schien die Fledermaus genug von ihren Flugrunden zu haben und setzte sich erschöpft in einen Vorhang. Dort blieb sie sitzen und zischte uns nur noch müde an. Jetzt war der Moment gekommen, die Sache zu einem Ende zu bringen. Ich bat die Dame um eine Schüssel oder, wie sie es nannte, einen Weidling. Mit dieser improvisierten Fangvorrichtung gelang es mir, die Fledermaus samt Vorhang an der Fensterscheibe zu fixieren.

Behutsam zog ich den Vorhang mitsamt der Schüssel über das offene Fenster und gab dem Tier schließlich die Freiheit zurück, indem ich den Vorhang löste. Die Fledermaus nutzte die Gelegenheit und flog hinaus in die Nacht, wahrscheinlich froh, die chaotische Szene hinter sich zu lassen.

Die Wohnungsinhaberin atmete erleichtert auf und bedankte sich überschwänglich bei uns. Für sie war es ein Albtraum gewesen, der nun endlich ein Ende gefunden hatte. Doch bevor wir uns verabschieden konnten, stellte sie noch eine letzte Frage, die uns fast unsere Beherrschung kostete: „Aber was ist, wenn sie mir schon Eier hinter den Kasten gelegt hat?“

Es war ein Moment, in dem wir uns wirklich zusammenreißen mussten, um nicht laut loszulachen. Mit mühsam unterdrücktem Grinsen erklärten wir der Dame, dass Fledermäuse Säugetiere sind und – bis auf wenige Ausnahmen – keine Eier legen. Wir versicherten ihr, dass sie sich darüber keine Sorgen machen müsse.

Nach einem letzten Dankeschön verließen wir die Wohnung und kehrten zu unserem Streifenwagen zurück. Kaum waren wir dort angekommen und die Tür hinter uns geschlossen, brachen

wir in schallendes Gelächter aus. Der gesamte Einsatz, von der Fledermausjagd bis zur Eierfrage, war so absurd gewesen, dass wir es einfach nicht mehr zurückhalten konnten.

Ein Streit um das Laufband: Der absurde Einsatz im Fitnessstudio

Es war ein typischer Abend in Wien, als unser Funkgerät plötzlich zum Leben erwachte und uns ein ungewöhnlicher Einsatz gemeldet wurde: „Ein Streit um das Laufband“. Mein Kollege und ich warfen uns einen erstaunten Blick zu. Normalerweise rief man die Polizei bei ernsthaften Problemen, aber ein Streit um ein Trainingsgerät im Fitnessstudio? Das war definitiv eine Premiere für uns.

Wir machten uns sofort auf den Weg zum Einsatzort, einem bekannten Fitnessstudio in Wien. Während wir durch die nächtlichen Straßen fuhren, diskutierten wir darüber, was uns wohl erwarten würde. Konnte es wirklich so ernst sein, dass man die Polizei rufen musste? Oder handelte es sich einfach um eine Bagatelle, die mit einem klärenden Gespräch gelöst werden konnte?

Als wir das Fitnessstudio betraten, führte uns der sichtlich nervöse Angestellte direkt zu den beiden Männern, die mitten im Trainingsbereich standen und wild gestikulierten. Es war ein absurdes Bild: Umgeben von hochmodernen Trainingsgeräten, die alle ungenutzt blieben, standen die beiden Männer vor einem einzigen Laufband und diskutierten lautstark.

„Das ist mein Laufband! Ich benutze es immer, wenn ich hier bin!“, erklärte der erste Mann vehement, während der zweite ebenso bestimmt erwiderte: „Das ist mir egal! Heute habe ich es zuerst gewählt, also gehört es mir!“

Es dauerte nur einen kurzen Moment, bis mein Kollege und ich das absurde Ausmaß der Situation erfassten. Neben dem um-

kämpften Laufband standen fünf weitere baugleiche Geräte, alle funktionsfähig und genauso bereit für ein Training wie das erste. Doch das schien die beiden Männer nicht zu interessieren. Es ging ihnen offensichtlich weniger um das Training selbst als vielmehr um das Prinzip – wer von ihnen das „Recht“ hatte, genau dieses eine Laufband zu benutzen.

Mein Kollege trat vor und versuchte, die Situation zu beruhigen. „Schauen Sie, meine Herren“, begann er freundlich, „es gibt hier doch genügend Laufbänder. Warum nutzen Sie nicht einfach eines der anderen Geräte, anstatt sich hier zu streiten?“

Doch die beiden Männer waren in ihrem Eifer so vertieft, dass sie die Vernunft nicht hören wollten. Der eine bestand darauf, dass er das Laufband immer benutze und daher ein Anrecht darauf habe, während der andere darauf pochte, dass er es heute als Erster ausgewählt habe und somit das Vorrecht habe, es zu benutzen.

Nach einigem Hin und Her und einer zunehmenden Eskalation der Stimmen entschied mein Kollege, dass es an der Zeit war, den „wienerischen“ Ton anzuschlagen, für den die Stadt so bekannt ist. Er sah die beiden Männer fest an und sagte mit einem Hauch von Strenge: „Burschen, jetzt ist Schluss mit dem Blödsinn. Jeder von euch schnappt sich jetzt ein eigenes Laufband oder ihr geht getrennte Wege. Aber wir haben hier keine Zeit, euren Griss um ein Laufband auszutragen!“

Die Worte schienen Wirkung zu zeigen. Die beiden Männer sahen sich kurz an, dann auf die anderen Laufbänder, die direkt neben ihnen standen, und schließlich zurück auf uns. Es war, als ob ihnen plötzlich klar wurde, wie lächerlich die ganze Situation war.

Mit einem leichten Schulterzucken gab der erste Mann schließlich nach. „Weißt du was, lassen wir’s. Ich geh einfach zur nächsten Trainingsstation“, sagte er und ging tatsächlich zu einem anderen Gerät. Der zweite Mann zögerte einen Moment, folgte dann aber ebenfalls und wandte sich einer anderen Übung zu.

Wir beobachteten, wie die beiden sich ohne ein weiteres Wort voneinander entfernten, und konnten uns ein Schmunzeln nicht

verkneifen. Es war erstaunlich, wie ein kleiner Machtkampf um ein Fitnessgerät so schnell eskalieren konnte – und wie leicht er durch ein paar klare Worte entschärft werden konnte.

Nachdem die Situation geklärt war und sich die beiden Streithähne wieder auf ihr Training konzentrierten, verabschiedeten wir uns von dem erleichterten Angestellten und machten uns auf den Rückweg zu unserem Streifenwagen. Auf dem Weg hinaus tauschten wir noch einen letzten amüsierten Blick aus.

„Ein Streit um ein Laufband“, murmelte ich kopfschüttelnd. „Man erlebt wirklich alles in diesem Job.“

„Tja“, antwortete mein Kollege lachend, „zumindest haben wir heute mal einen Einsatz mit einer echten Herausforderung gehabt – und ich meine nicht die Fitnessgeräte.“

So endete unser Einsatz im Fitnessstudio – ohne Verhaftungen, ohne Verwarnungen, aber mit einem Lächeln auf den Lippen und der Erkenntnis, dass manche Streitereien einfach nur eine Frage der Perspektive sind. Und dass man mit ein wenig Humor und dem richtigen Tonfall oft mehr erreichen kann als mit langen Erklärungen.

Ein fliegendes Häuschen und der ungewöhnlichste Einsatz des Sommers

Es war einer dieser heißen Sommerabende in Wien, als die Hitze des Tages durch einen heftigen Sturm abgelöst wurde, der durch die Straßen fegte. Mein Kollege und ich saßen im Streifenwagen, als ein ungewöhnlicher Funkspruch hereinkam: „Baustellenklo steht auf Autodach.“ Wir warfen uns einen überraschten Blick zu. Das klang schon nach einer dieser Geschichten, die man später bei einem Bier erzählt.

Schnell machten wir uns auf den Weg zur Oberen Augartenstraße, nahe dem Donaukanal. Als wir ankamen, fanden wir den

beschriebenen Ort tatsächlich so vor: ein geparkter Pkw und auf dessen Dach thronte ein Plastik-Baustellenklo, als wäre es absichtlich dort platziert worden. Der Anblick war so absurd, dass wir uns erst einmal vergewissern mussten, dass wir nicht träumen.

Doch an diesem Abend trieb ein starker, fast orkanartiger Sturm sein Unwesen in der Stadt und es war schnell klar, dass dieser Wind das Klo von einer nahen Baustelle auf das Auto geweht haben musste. Es schien weder eine nachbarschaftliche Fehde noch eine moderne Kunstinstallation zu sein – einfach nur ein Fall von extremem Wetterpech.

Mit vereinten Kräften hoben wir das „stille Örtchen“ vom Auto-dach. Sofort bemerkten wir, dass es überraschend leicht war. Das lag wohl daran, dass alle chemischen Flüssigkeiten bereits ausgelaufen waren, was den Job zwar einfacher, aber auch unangenehmer machte. Ein kurzer Blick auf die Umgebung offenbarte uns einen Baucontainer in der Nähe eines Zinshauses, der klar die Herkunft des WCs verriet. Zufrieden, die Situation so schnell geklärt zu haben, schleppten wir das Klo zurück zur Baustelle.

Doch was dann passierte, hätte niemand von uns erwartet.

Auf dem Weg zurück zu unserem Streifenwagen spürten wir plötzlich einen starken Windstoß von hinten. Wir mussten uns regelrecht entgegenstemmen, um nicht umgeweht zu werden. Und dann sahen wir es: Das Baustellenklo hob erneut ab wie ein Plastik-Engel in den Himmel und flog in etwa zweieinhalb bis drei Metern Höhe direkt über unsere Köpfe hinweg. Wir konnten unseren Augen kaum trauen, als das Klo dann nach etwa 10 bis 15 Metern wie in Zeitlupe auf den Asphalt der Fahrbahn fiel.

Glücklicherweise landete es, ohne Schaden anzurichten – keine Fahrzeuge, keine Passanten, kein Tier befand sich in der Nähe. Aber der Sturm war noch nicht fertig mit seinem Spielzeug. Er trieb das Häuschen weiter über die Fahrbahn, als wäre es ein übergroßer Fußball. Natürlich war unsere Aufgabe jetzt klar: Wir mussten das flüchtige Klo einfangen.

Es folgte eine der absurdesten Verfolgungsjagden meiner ge-

samen Karriere. Das Plastik-WC entwich uns immer wieder, der Wind schien uns geradezu verhöhnen zu wollen, indem er das Häuschen schneller über den Asphalt schob, als wir laufen konnten. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als über Funk Verstärkung anzufordern. „Das Häusel entzieht sich der Anhaltung, es fliegt davon! Es ist unaufhaltsam. Bitte um Unterstützung.“ Der Funkspruch war so skurril, dass wir uns ein Lachen kaum verkneifen konnten.

Doch bevor der zweite Funkwagen eintraf, gelang es uns schließlich, das Klo einzuholen. Mit erheblichem Körpereinsatz – mein Kollege entschied sich kurzerhand, im Häuschen Platz zu nehmen – konnten wir das entwichene WC endlich stoppen. Der Wind hatte gegen unsere Entschlossenheit keine Chance.

Schwer atmend, aber triumphierend trugen wir das Klo zurück zur Baustelle. Dieses Mal entschieden wir uns, es sicher im Stiegenhaus des Zinshauses abzustellen, weit entfernt von den Launen des Wetters.

Der naive Dealer und seine unfreiwillige Lektion

Es war einer dieser Einsätze, die viel Geduld erforderten. Mein Kollege und ich waren gemeinsam mit dem LKA Wien auf einer zivilen Suchtgiftstreife unterwegs. Unser Ziel: ein bekannter Straßendealer, der seine Waren nur zu bestimmten Zeiten verkaufte, die jedoch nie vorhersehbar waren. Es war ein Spiel aus Warten und Beobachten, ein Katz-und-Maus-Spiel, bei dem Geduld ebenso wichtig war wie ein gutes Pokerface.

Die Stunden zogen sich in die Länge. Die Sonne begann bereits, hinter dem Horizont zu versinken, und die Dunkelheit breitete sich langsam über der Stadt aus. Wir waren kurz davor, die Aktion abzubrechen. Die Aussicht, dass der Dealer noch auftauchen würde, schien zunehmend unwahrscheinlicher und die Kälte des

Abends kroch uns in die Knochen.

Doch dann, kurz bevor wir den Einsatz beenden wollten, tauchte der besagte Herr plötzlich auf. Ohne ein Wort zu sagen, suchte er unseren Blickkontakt. Seine Augen wanderten prüfend über uns und es war klar, dass er versuchte, herauszufinden, ob wir „vertrauenswürdig“ waren. Mein Kollege und ich spielten unsere Rollen perfekt – unauffällig, aber interessiert. Nach einigen Sekunden, die sich wie Minuten anfühlten, gab der Dealer uns ein unmissverständliches Zeichen: Wir sollten ihm folgen.

Mit einer Mischung aus Neugier und professioneller Vorsicht folgten wir ihm durch die verwinkelten Straßen und Gassen. Plötzlich blieb er stehen und drehte sich zu uns um. „Passt’s auf“, sagte er leise, „hier gibt’s viele zivile Polizisten. Ihr müsst echt aufpassen, wenn ihr Suchtgift kaufen wollt.“

Innerlich konnten wir uns das Lachen kaum verkneifen. Es war einer dieser Momente, in denen die Ironie der Situation so überwältigend war, dass man sich fast kneifen musste, um sicherzugehen, dass es wirklich passierte. Der Dealer, der uns gerade erklärte, wie man zivile Polizisten erkennt, sprach direkt mit zwei Polizisten in Zivil – und hatte keine Ahnung.

„Gut zu wissen“, antwortete mein Kollege mit gespielter Ernsthaftigkeit. „Erzähl uns mehr, wie erkennt man die?“ Der Dealer nickte, zufrieden, dass er uns anscheinend wichtige Informationen vermittelte, und begann, die Merkmale ziviler Polizisten zu beschreiben – während wir alles taten, um in der Rolle zu bleiben.

Doch unsere Professionalität siegte. Wir blieben ruhig, nickten an den richtigen Stellen und folgten weiter dem naiven Dealer, der uns, ohne es zu merken, direkt zu seinem Versteck führte. Die Dunkelheit war mittlerweile fast vollständig hereingebrochen und der Zeitpunkt für den Zugriff war perfekt.

Als wir den Ort erreichten, wo der Dealer sein Suchtgift versteckt hatte, zeigte er uns stolz seinen Vorrat. Es war eine beachtliche Menge an Drogen, die er uns wie ein Händler seine wertvollsten Waren präsentierte. Doch bevor er den Handel abschließen

konnte, zogen wir unsere Dienstmarken und enttarnten uns als Polizisten.

Die Überraschung auf seinem Gesicht war unbezahlbar. Er hatte keine Zeit, zu fliehen oder sich zu wehren, bevor wir ihm Handschellen anlegten. Doch die Überraschungen waren noch nicht vorbei. Bei der Durchsuchung des Verstecks stießen wir auf einen Komplizen, der die Aufgabe hatte, auf die Suchtmittel aufzupassen. Auch er wurde sofort festgenommen.

Es war ein voller Erfolg. Nicht nur hatten wir den Dealer und seinen Komplizen festgenommen, sondern auch eine große Menge Suchtgift im Wert von mehreren Tausend Euro sichergestellt. Der Einsatz, der beinahe abgebrochen worden wäre, hatte sich mehr als gelohnt.

Als wir später auf der Wache die Berichte schrieben, konnten wir es uns endlich erlauben, über die Absurdität der Situation zu lachen. Ein Dealer, der Polizisten erklärt, wie man Polizisten erkennt – das war wirklich eine Geschichte, die man so schnell nicht vergessen würde.

Raub mit Messer: Eine Lektion in Naivität

Der Einsatzort lag in Wien-Brigittenau, einem Bezirk, der in der Nacht einen ganz eigenen Charme, aber auch seine Schattenseiten hat. Als wir eintrafen, fanden wir einen jungen Mann, sichtlich aufgewühlt und nervös, vor. Er erzählte uns, dass er soeben von zwei Männern mit einem Messer bedroht und ausgeraubt worden sei.

Wir nahmen seine Aussage sehr ernst und begannen, intensiv die Umgebung abzusuchen. Doch schon bald tauchten erste Widersprüche in seiner Geschichte auf. Der Mann erklärte uns, dass er aus Niederösterreich stamme und an diesem Abend spontan beschlossen habe, mit seinem Fahrrad nach Wien zu fahren, um hier mitten in der Nacht spazieren zu gehen. Diese Erklärung erschien

uns merkwürdig und unglaubwürdig. Warum sollte jemand eine solche Strecke zurücklegen, nur um nachts in einer nicht gerade für ihre Idylle bekannten Gegend spazieren zu gehen?

Während wir weiter in der Umgebung suchten, stießen wir schließlich auf ein Sackerl mit Drogen, das offenbar verloren gegangen war. Als wir den jungen Mann darauf ansprachen, ob das Sackerl ihm gehöre oder ob er wisse, woher es komme, wich er uns aus. Er gab an, dazu nichts sagen zu können, was unsere Zweifel an seiner Geschichte nur weiter nährte.

Nach einigem Zureden und weiteren Nachfragen begann der junge Mann schließlich, die Wahrheit zu erzählen. Es stellte sich heraus, dass er sich über Social Media mit jemandem verabredet hatte, um Drogen zu kaufen. Der vereinbarte Treffpunkt lag in genau der Gegend, in der er uns die Räuber-Geschichte erzählt hatte. Als er am vereinbarten Ort ankam, traf er den vermeintlichen Dealer und begann mit ihm zu verhandeln. Doch die Situation nahm schnell eine unerwartete Wendung. Der Dealer forderte den jungen Mann auf, das Geld für die Drogen vorab zu bezahlen, bevor er ihm das Suchtgift zeigte. In einem Moment der Naivität zog der junge Mann seine Geldtasche hervor, in der Annahme, dass der Deal wie geplant ablaufen würde. Doch statt der Drogen zog der Dealer plötzlich ein Messer und verlangte, dass das Opfer ihm sein Geld aushändigte.

Der junge Mann, erschrocken und überrumpelt, gab dem Druck nach und übergab dem Dealer das Geld. Doch das Schicksal schien es nicht gut mit dem Dealer zu meinen: Auf seiner Flucht ließ er das Sackerl mit den Drogen fallen – genau das Sackerl, das wir später gefunden hatten.

Die Ironie der Situation war offensichtlich. Der Drogenkäufer war vom eigenen Dealer ausgeraubt worden und durch die Verkettung unglücklicher Umstände hatte der Dealer nicht nur sein Geld, sondern auch seine Drogen verloren.

Nachdem wir die ganze Geschichte kannten, nahmen wir die notwendigen Maßnahmen vor. Das „Opfer“ wurde angezeigt, nicht

nur wegen des versuchten Drogenkaufs, sondern auch wegen der falschen Angaben, die er zunächst gemacht hatte, um die wahre Natur seiner nächtlichen Ausflüge zu verschleiern.

Dieser Einsatz diene als Erinnerung daran, dass der Konsum und Handel von Drogen immer wieder zu gefährlichen und oft bizarren Situationen führen können. Der junge Mann hatte nicht nur sein Geld verloren, sondern auch seine Glaubwürdigkeit und musste nun mit den rechtlichen Konsequenzen seines Handelns rechnen.

„Keine Macht den Drogen“ – dieser Slogan klang nach dieser Nacht für uns alle besonders eindringlich. Denn am Ende zahlte der junge Mann einen hohen Preis für seine Naivität und seine unkluge Entscheidung, sich mit einem Fremden in einer dunklen Ecke Wiens auf einen Drogendeal einzulassen. Eine Lektion, die er wohl nicht so schnell vergessen würde.

Der versehentliche Taxikunde im Prater

Es war eine ruhige Nacht im Wiener Prater, als mein Kollege und ich mit unserem Funkwagen eine Routinebestreifung durchführten. Die Straßen waren belebt, Menschen genossen die laue Nacht und die Lichter des Vergnügungsparks spiegelten sich in den feuchten Pflastersteinen. Alles schien in geordneten Bahnen zu laufen, bis plötzlich die rechte hintere Tür unseres Funkwagens aufgerissen wurde.

Ein sichtlich betrunkenener Mann, der kaum noch gerade stehen konnte, setzte sich ohne Umschweife auf die Rückbank und sagte mit einem leicht lallenden Tonfall: „Bitte bringt’s mich schnell heim. Ich gebe euch dann auch ein gutes Trinkgeld.“ Er grinste breit und winkte freudig aus dem Fenster zu seinen Freunden, die ein Stück entfernt standen. Diese schienen sich kaum zwischen Lachen und einem gewissen Maß an Panik entscheiden zu können. Wild gestikulierend deuteten sie ihrem Freund an, dass er sofort aussteigen solle.

Mein Kollege und ich sahen uns an, beide mit einem Schmunzeln im Gesicht. „Entschuldigen Sie“, fragte ich den Mann höflich, „wissen Sie eigentlich, in was für einem Auto Sie sitzen?“ Der Betrunkene, der offenbar überzeugt war, dass er in einem Taxi saß, antwortete etwas besserwisserisch: „Na woas soll's denn sein, ha?! A Taxi natürlich, Oise foahsts los.“

Mein Kollege, der am Steuer saß, grinste und schlug vor: „Na dann, steigen Sie doch kurz aus und schauen Sie sich das Taxischild am Dach genauer an.“ Der Mann lachte abfällig, als ob er sicher wäre, dass wir uns irrten, und kletterte etwas schwankend aus dem Wagen.

Draußen angekommen, hielt er sich am vermeintlichen „Taxischild“ fest und murmelte: „Das ist aber ein bisschen groß ... und die Aufschrift ‚Taxi‘ leuchtet auch nicht.“ Wir konnten uns das Lachen kaum verkneifen, als er verwirrt das Blaulicht betrachtete.

„Aso, das ist kein Problem“, sagte ich, während mein Kollege mit einem schnellen Handgriff das Blaulicht einschaltete. Die blauen Lichter flammten auf und in diesem Moment schien es, als würde dem Mann alles klar werden. Seine Augen weiteten sich vor Schreck und die zuvor so entspannte Haltung verschwand sofort.

„Das ist doch kein Taxi!“, rief er aus, als er realisierte, dass er gerade in einem Polizeiwagen gesessen hatte. Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um und begann wegzulaufen – oder zumindest das, was in seinem Zustand als Laufen durchgehen konnte. Seine Beine waren zu wackelig, um wirklich Tempo aufzunehmen, und es war mehr ein torkelndes Stolpern, das ihn langsam von uns entfernte.

Wir sahen ihm nach, beide mit einem breiten Grinsen auf den Lippen. Der Mann hatte wohl den Schrecken seines Lebens bekommen und würde sich sicherlich noch lange an diese Nacht erinnern.

Seine Freunde, die die ganze Szene beobachtet hatten, brachen in schallendes Gelächter aus, als sie sahen, wie ihr Kumpel sich in Sicherheit zu bringen versuchte.

Mein Kollege und ich ließen es gut sein. Der Mann hatte seinen Schrecken bekommen und es bestand keine Gefahr. Wir stiegen

wieder in den Wagen und setzten unsere Fahrt fort, während wir uns darüber unterhielten, dass dies wohl eine der lustigsten Verwechslungen war, die wir je erlebt hatten.

In dieser Nacht im Prater hatte der Mann nicht nur eine kostenlose Taxifahrt verpasst, sondern auch eine Lektion gelernt: Nicht jedes Auto mit einem Licht auf dem Dach ist ein Taxi – und nicht jeder Fahrer lässt sich mit einem Trinkgeld abspesen.

Der Autodieb

Es war ein Abend im Jahr 1990, als ich, frisch aus der Polizeischule entlassen, in meinen ersten Bezirk, den 1. Wiener Bezirk, versetzt wurde. Damals gab es noch mehrere Wachzimmer im Bezirk und ich hatte das Glück, dort zu landen, wo ich immer hinwollte: am Stubenring. Damals waren wir nicht nur mit dem Auto unterwegs, sondern patrouillierten auch noch zu Fuß, was für mich als junger Inspektor besonders spannend war.

Eines Nachts, während meiner Fußstreife zwischen 23 Uhr und halb eins, sah ich aus der Ferne, wie jemand bei einem VW Käfer mit einem Schraubenzieher die Seitenscheibe einschlug. Für mich war sofort klar: Das war ein Autodieb! Übermotiviert, wie ich damals war, schlich ich mich an den vermeintlichen Täter heran, fixierte ihn auf dem Boden und rief über Funk Verstärkung.

Die Kollegen kamen schnell und legten dem Mann Handschellen an, bevor sie ihn ins Kommissariat brachten. Während wir das Auto untersuchten, bekam ich einen Funkspruch aus dem Kommissariat. Man bat mich, im Auto nach den Papieren zu suchen, die laut dem Verdächtigen im Wagen sein sollten. Tatsächlich fand ich Führerschein und Zulassungsschein, die mit der Person übereinstimmten, die wir gerade festgenommen hatten.

Doch was sich herausstellte, war eine ganz andere Geschichte. Der „Täter“ war in Wirklichkeit der Besitzer des Autos. Er hatte

seinen Autoschlüssel im Fahrzeug vergessen und wusste sich nicht anders zu helfen, als die Scheibe einzuschlagen, um wieder an den Schlüssel zu kommen. Durch meine Übermotivation war er jedoch gar nicht erst dazu gekommen, das zu erklären, und wurde als vermeintlicher Dieb ins Gefängnis gesteckt.

Als die ganze Situation klar wurde, konnten wir den Mann nur noch freundlich aus der Haft entlassen und zu seinem Auto zurückführen. Wir wünschten ihm eine gute Heimfahrt – auch wenn er sich entschied, das Auto erst am nächsten Tag abzuholen. Für mich war es eine Lektion in Demut und ein Zeichen dafür, dass man auch in stressigen Situationen immer erst fragen sollte: „Was machst du da eigentlich?“

Der seltsame Postler

Im Laufe meiner Polizeikarriere gab es viele merkwürdige Begegnungen, aber eine davon blieb mir besonders im Gedächtnis. Mein damaliger Kollege, der sehr nachtragend war, hatte eine ganz spezielle Aversion gegen Postboten entwickelt. Der Grund dafür war eine jahrelange Fehde mit der Post, die ihn während einer Woche mit Telefonproblemen zur Weißglut gebracht hatte.

Eines Tages waren wir im Streifenwagen unterwegs, als ein Postler auf einem Moped hinter uns auftauchte. Walter bemerkte sofort, dass der Postbote seinen Helm nicht richtig aufgesetzt hatte.

Er bemerkte diesen Umstand erfreut und ich war kurz abgelenkt. Als der Wagen vor uns abrupt abbremsste, konnte uns nur noch eine Vollbremsung vor einem Auffahrunfall retten.

Der Postler, der dicht hinter uns fuhr, hatte keine Chance und krachte in unser Heck. Zum Glück war er, wie sich später herausstellte, unverletzt geblieben. Walter stieg aus und begann sofort,

den Postboten zurechtzuweisen, warum er ohne richtig aufgesetzten Helm unterwegs war. Der arme Kerl war völlig perplex, während Walter ihm klarmachte, dass er mit dem kaputten Moped nun wohl einen besseren Helm gebrauchen könnte.

Es war eine absurde Situation und obwohl Walter nach außen hin ernst blieb, konnte ich sehen, wie viel Freude es ihm machte, dem Postboten einen Denkkzettel zu verpassen. Für mich war es eine Lektion in der Menschlichkeit – und in der Kunst, wie man aus einer kleinen Fehde eine unvergessliche Geschichte macht.

Der ungewollte Lauschangriff

Die frühen 1990er-Jahre brachten viele technische Neuerungen mit sich, doch manchmal führten sie auch zu kuriosen Situationen. Eine davon erlebte ich, als die Reisemöglichkeiten vom ehemaligen Ostblock nach Österreich leichter wurden und viele Ungarn mit ihren Autos nach Wien fuhren.

Eines heißen Sommertages war ich auf der A 4 im Streifenwagen unterwegs. Der Verkehr war zähflüssig und ich fuhr langsam an einer Kolonne von Autos mit ungarischen Kennzeichen vorbei. Durch die große Hitze hatten alle die Seitenscheiben ihrer Kraftfahrzeuge ganz heruntergelassen, so auch wir bei unserem Streifenwagen. Plötzlich drang ein ungarisches Telefongespräch zu unserem Funkgerät durch und der ungarische Fahrer des Pkw neben uns, der gerade telefonierte, konnte seine eigene Stimme und die seines Gegenübers aus dem Lautsprecher unseres Streifenwagens hören. Es entstand große Aufregung, als sich dieser Umstand bei den mittlerweile im Stau wartenden Ungarn herumsprach.

Die Ungarn waren völlig entsetzt, dass die österreichische Polizei ihre Gespräche offenbar mithören konnte – und das so offen und ungeniert.

Einer der Ungarn war so aufgebracht, dass er sich sofort bei sei-

ner Botschaft beschwerte. Er war überzeugt, dass wir Polizisten absichtlich ihre Gespräche belauschten, und das auch noch in voller Uniform und in unseren Streifenfahrzeugen. Die Beschwerde ging so weit, dass der Botschafter schließlich Kontakt zu uns aufnahm und uns bat, diese Praxis einzustellen.

Für uns war das Ganze natürlich ein Missverständnis. Die Ähnlichkeit der Frequenzen führte dazu, dass wir zufällig Telefongespräche hörten, wenn wir an ungarischen Fahrzeugen vorbeifuhren. Doch die Vorstellung, dass wir als Polizisten im Streifenwagen gezielt Telefongespräche abhören würden, war einfach zu köstlich.

Der 2,90 Meter große Mann

Es war ein Feiertag am frühen Nachmittag in Wien. Die Polizei stand an einer ruhigen Ecke an der Wolkerspergenstraße, um das Verkehrsgeschehen zu beobachten. Die Straße war ruhig, der Verkehr floss gleichmäßig und die Beamten nutzten die Zeit, um ein Auge auf die vorbeifahrenden Autos zu werfen. Doch was zunächst wie ein routinemäßiger Einsatz begann, sollte bald eine unerwartete Wendung nehmen.

In dem Moment, als ein dunkelgrauer, großer Toyota Land Cruiser die Straße entlangfuhr, fiel das Fahrzeug den Polizisten ins Auge. Der Land Cruiser war groß und auffällig, aber das war es nicht, was ihre Aufmerksamkeit erregte. Es war der Blickkontakt, den sie mit dem Fahrer des Fahrzeugs herstellten. Nichts Ungewöhnliches, dachten sie – bis ihre Blicke weiter nach hinten in das Auto wanderten.

In der zweiten Sitzreihe des Land Cruisers saß ein Mann, der auf den ersten Blick den gesamten Innenraum bis zur Decke ausfüllte. Die Polizisten trauten ihren Augen nicht. Der Mann schien gigantisch zu sein, viel größer, als es möglich sein sollte. War er wirklich 2,90 Meter groß? Diese Frage stellte sich den Beamten

sofort und sie entschieden sich, dem Verdacht nachzugehen.

Ohne zu zögern, starteten die Polizisten ihr Streifenfahrzeug und setzten dem Land Cruiser nach. Der Fahrer des Geländewagens schien nichts zu ahnen und fuhr unbeirrt weiter. Nach kurzer Verfolgung schalteten die Polizisten das Blaulicht ein und signalisierten dem Fahrer, anzuhalten. Der Land Cruiser bremste langsam ab und kam schließlich zum Stehen.

Die Polizisten stiegen aus und näherten sich vorsichtig dem Fahrzeug. Der Fahrer kurbelte das Fenster herunter und einer der Beamten erklärte ruhig den Grund für die Kontrolle. „Entschuldigen Sie, Herr, wir haben etwas Ungewöhnliches bemerkt. Könnten Sie bitte aussteigen und uns das Innere des Fahrzeugs zeigen?“

Der Fahrer, ein älterer Mann mit freundlichem Gesicht, nickte bereitwillig und stieg aus. Er öffnete die hintere Tür des Land Cruisers und das, was die Polizisten dort sahen, klärte die Situation schnell auf. Der Mann auf der Rückbank war keineswegs 2,90 Meter groß. Tatsächlich saß er nicht einmal auf einem normalen Sitz. Stattdessen saß er auf einer umgeklappten Sitzbank und hatte sich teilweise auf einen großen Kasten gesetzt, der den restlichen Platz im Auto einnahm.

Die beiden Männer hatten offensichtlich versucht, einen sperrigen Gegenstand zu transportieren, und der Platz im Fahrzeug hatte nicht ausgereicht, um diesen ordnungsgemäß zu verstauen. Also hatte sich der Beifahrer kurzerhand auf die umgeklappte Bank und den Kasten gesetzt. Aus der Perspektive der Polizisten von außen hatte es so ausgesehen, als wäre der Mann gigantisch groß und füllte den Innenraum bis zur Decke aus.

Die Polizisten konnten sich ein Grinsen nicht verkneifen, als sie die Situation erfassten. „Das erklärt einiges“, sagte einer der Beamten, während er die Szenerie betrachtete. „Aber wissen Sie, das ist so nicht erlaubt. Es ist nicht sicher, so zu fahren.“

Der Fahrer des Land Cruisers, der die Situation nun ebenfalls amüsant fand, nickte verständnisvoll. „Ja, das war wohl nicht die beste Idee“, gestand er ein. „Aber wir hatten keine andere Möglich-

keit, den Kasten zu transportieren.“

Die Polizisten erklärten den Männern, dass dieses Verhalten zur Anzeige gebracht werden müsse, da es gegen die Sicherheitsvorschriften verstieß. „Es geht nicht nur um Ihre Sicherheit, sondern auch um die der anderen Verkehrsteilnehmer“, fügte der Beamte hinzu.

Die Männer akzeptierten die Strafe ohne Widerspruch, aber es gab noch ein weiteres Problem: Der Beifahrer konnte auf diese Weise nicht sicher nach Hause gebracht werden und der Land Cruiser bot aufgrund des Kastens keinen Platz, um ordentlich zu sitzen.

Doch die Polizei, stets hilfsbereit, hatte eine Lösung parat. „Wir bringen Sie nach Hause“, bot einer der Beamten an. „Steigen Sie einfach in unser Fahrzeug und wir fahren Sie sicher dorthin.“

Dankbar stieg der Beifahrer in das Polizeifahrzeug ein, während sein Freund im Land Cruiser den Kasten zurückbrachte. Die Fahrt verlief ruhig und als sie das Zuhause des Beifahrers erreichten, bedankte er sich herzlich bei den Polizisten für ihre Hilfe.

Der Tag endete für die Polizisten mit einem Lächeln. Was als routinemäßige Verkehrskontrolle begonnen hatte, entwickelte sich zu einer kuriosen Begegnung, die sie so schnell nicht vergessen würden. Und für die beiden Männer, die versucht hatten, ihren Kasten auf kreative Weise zu transportieren, war es eine Lektion, die sie in Zukunft wohl vorsichtiger agieren lassen würde.

Der Käfer

Noch als uniformierter Beamter, vermutlich im Jahr 1980, war ich oft mit einem Kollegen auf Streife in einem Funkwagen unterwegs. Mein Partner war ein etwas älterer und erfahrener Kollege, der den Spitznamen „Kollege 1.000 Volt“ trug, weil er ständig „unter Strom“ stand.

Es war etwa 20.00 Uhr und „Kollege 1.000 Volt“ saß am Steuer unseres alten, grünen VW Käfers. Wir fuhren die Felberstraße stadtauswärts, als uns in Höhe der Hackengasse ein Fahrzeug auffiel. Der Fahrer dieses Wagens fuhr in Schlangenlinien und zeigte unmotivierte Brems- und Lenkmanöver – ein typisches Anzeichen für Alkohol am Steuer.

Aufgrund der Verkehrslage konnten wir den Wagen nicht überholen und unser eingeschaltetes Blaulicht wurde entweder ignoriert oder gar nicht wahrgenommen. Der Fahrer bog schließlich in die Stättermayergasse ein und blieb nach etwa 50 Metern in zweiter Spur stehen. Sofort sprangen wir aus unserem Wagen, um den Fahrer an der Weiterfahrt zu hindern.

Doch als wir den Fahrer erreichten und uns kurz umblickten, sahen wir, wie unser VW Käfer mit eingeschaltetem Blaulicht langsam die Stättermayergasse hinunterrollte. „Kollege 1.000 Volt“ hatte in der Hektik vergessen, die Handbremse anzuziehen, und der Gang war ebenfalls nicht eingelegt. Unsere Versuche, den Funkwagen aufzuhalten, scheiterten kläglich.

Der Käfer rollte quer über die Felberstraße und blieb schließlich mit den Hinterrädern auf einem Randstein zwischen zwei Bäumen und auf einem Grünstreifen völlig unbeschädigt stehen. Gott sei Dank wurde niemand verletzt und auch der Wagen blieb unverehrt – ein kleines Wunder an diesem Abend.

Übrigens stellte sich heraus, dass der Fahrer, den wir anhalten wollten, nicht betrunken war. Es handelte sich um einen älteren Mann, der aufgrund seines Alters eine unsichere Fahrweise hatte. Er hatte brav bei seinem Auto auf uns gewartet und die gesamte Szenerie aufmerksam verfolgt.

Der VW-Bus

Geplant war an diesem Tag eine Bezirksstreife mit insgesamt fünf Kriminalbeamten und einer Kriminalbeamtin. Ziel war es, mehrere Haft- und Vorführungsbefehle vom Gericht zu vollziehen. Einer dieser Haftbefehle betraf einen Mann, der seiner Unterhaltsverpflichtung nicht nachgekommen war und daher eine Haftstrafe antreten musste. Er hatte in einer Wohnung auf der Lerchenfelderstraße unangemeldet Unterschlupf gefunden.

Da es sich bei diesem „Delikt“ nicht um eine besonders gefährliche Situation handelte, entschieden wir, dass zwei Kollegen ausreichen würden, um die Wohnung zu durchsuchen und die Festnahme zu vollziehen. Während die beiden Kollegen zur Wohnung gingen, warteten wir anderen in einem alten VW-Bus auf der Straße.

Nach etwa 15 Minuten kamen die beiden Kollegen mit dem Festgenommenen aus dem Haus. Ich öffnete die Schiebetür, klappte meine Lehne um und ließ die Kollegen mit dem Festgenommenen einsteigen. Doch als ich die Schiebetür schließen wollte, passierte das Unglück: Die Tür wollte nicht einrasten – ein typisches Problem bei diesem alten Fahrzeug. Also holte ich kräftig aus, um die Tür mit Schwung zu schließen, und sagte dabei zum Fahrer: „Gerhard, geht schon, fahren wir.“

In diesem Moment startete der Fahrer den Wagen und die Tür, die nun nicht nur meinen Schwung, sondern auch die Beschleunigung des Fahrzeugs mitbekam, schoss aus der Führung und landete mitten auf der Lerchenfelderstraße. Es war eine Szene, die großes Aufsehen erregte, und obwohl wir alle in Zivilkleidung unterwegs waren, blieb den Schaulustigen nicht verborgen, dass wir Polizisten waren.

Nun standen wir vor dem Problem, wie wir weiter verfahren sollten. Die Tür ließ sich nicht wieder einhängen, also mussten wir sie verkantet in den Bus schieben, wofür wir die mittlere Sitzbank abschrauben und nach hinten schieben mussten. Der Festgenommene und zwei Kollegen saßen nun völlig verkeilt in der letzten

Reihe, während zwei weitere Kollegen vorne Platz nahmen. So führten wir die Überstellung durch, während meine Kollegin und ich mit öffentlichen Verkehrsmitteln ins Büro fuhren – begleitet vom Gelächter und Applaus der Schaulustigen.

Man könnte meinen, diese Episode sei direkt einer Folge von „Kottan ermittelt“ entsprungen. Aber manchmal schreibt das Leben eben die skurrilsten Geschichten.

95

Ein Missverständnis in Bagdad

In der Polizeischule und während des Kriminalbeamtenkurses gab es einen besonderen Offizier des Kriminaldienstes, der uns mit seiner humorvollen Art durch den Unterricht führte. Dieser Offizier hatte die liebenswerte Angewohnheit, tatsächliche Ereignisse aus Wien so zu erzählen, als hätten sie sich in Bagdad abgespielt. Es war eine seiner vielen Eigenheiten, die seine Vorlesungen unvergesslich machten. Eine seiner Geschichten, die er uns vermutlich mit einem Augenzwinkern erzählt hätte, könnte etwa so geklungen haben:

„Damals in Bagdad, es ist schon lange her, gab es noch das Büro für Sicherheit, das von einer Vielzahl mutiger Kriminalbeamter besetzt war. Diese Beamten waren in verschiedenen Gruppen organisiert und setzten sich intensiv mit der Bekämpfung der Suchtgiftkriminalität auseinander. Eines Tages erhielt eine dieser Gruppen den Auftrag, eine größere Suchtgiftoperation durchzuführen, die auch eine Hausdurchsuchung in einer ebenerdigen Wohnung eines Hauses der Gemeinde Bagdad umfasste. Es lag ein Hausdurchsuchungsbefehl des Landesgerichts Bagdad vor und alles war für den Zugriff vorbereitet.“

Die Geschichte nahm jedoch eine unerwartete Wendung, wie es oft bei solchen Einsätzen der Fall ist.

„Die Beamten“, so würde der Offizier in seinem typischen Stil

fortfahren, „begaben sich zur Wohnungstür und konnten aus dem Inneren mehrere männliche Stimmen hören. Alles schien wie nach Plan zu verlaufen. Sie klopfen energisch gegen die Tür, deklarieren sich lautstark als Polizisten und forderten die Personen im Inneren auf, die Tür sofort zu öffnen. Doch anstatt eines panischen Aufschreis oder hektischer Schritte, die darauf hindeuteten, dass Beweismaterial vernichtet wurde, kam aus dem Inneren nur ein unbeschwertes: Ha, ha, lustig!“

Die Beamten, die in solchen Situationen keine Zeit zu verlieren hatten, entschieden sich, die Tür gewaltsam zu öffnen. „Die Tür wurde mit einem kräftigen Stoß aufgebrochen und die Kriminalbeamten stürmten hinein, bereit, das Suchtgift und die Verdächtigen zu sichern.“ Doch was sie drinnen vorfanden, war weit entfernt von dem, was sie erwartet hatten.

„Statt auf panische Drogendealer stießen die Beamten auf eine Gruppe uniformierter Polizisten, die mindestens genauso verdutzt waren wie sie selbst. Beide Seiten starrten sich für einen Moment sprachlos an, bevor einer der Kriminalbeamten herausbrachte: ‚Was macht ihr denn schon hier?‘“

Die uniformierten Polizisten, die offensichtlich genauso überrascht waren, erwiderten: „Das ist unsere Dienststelle. Was macht ihr hier?“

Es stellte sich heraus, dass die Kriminalbeamten versehentlich die Hintertür einer Polizeistation aufgebrochen hatten. „Ein klassischer Fall von ‚Verwechslung der Stiegen‘“, wie der Offizier es wahrscheinlich beschrieben hätte. „Statt der richtigen Wohnung hatten sie die Adresse einer benachbarten Stiege erhalten – und das führte zu diesem doch sehr peinlichen Missverständnis.“

Schnell wurde der Fehler aufgeklärt und die Beamten machten sich auf den Weg zur korrekten Adresse. Diesmal verlief die Hausdurchsuchung erfolgreich: Suchtgift wurde sichergestellt und zwei Personen wurden festgenommen.

Aber die Geschichte endete damit nicht. „Die kaputte Hintertür der Polizeistation“, würde der Offizier mit einem schmunzelnden

Unterton hinzufügen, „wurde in Eigenregie und auf eigene Kosten repariert. Ob dieser Vorfall tatsächlich zu den Akten genommen wurde, ist jedoch nicht bekannt – schließlich haben wir keinen Zugriff auf die Akten in Bagdad.“

Diese skurrile Begebenheit, die uns auf humorvolle Weise lehrte, dass selbst bei den besten Vorbereitungen nicht immer alles nach Plan verläuft, blieb uns allen im Gedächtnis. Sie erinnerte uns daran, dass auch in Bagdad – oder Wien – Fehler passieren können, die manchmal sogar zu unvergesslichen Geschichten führen.

97

Funkverkehr: Ein Einsatz in der Sechshauserstraße

Es war eine ruhige Schicht, als der Funkverkehr plötzlich auflebte. Der Wagen Otto 3 erhielt einen neuen Einsatzbefehl.

„Otto 3 für Funkstelle“, ertönte es klar aus dem Lautsprecher.

„Otto 3“, kam die schnelle Antwort.

„Fahren Sie einsatzmäßig Sechshauserstraße; Hilferufe einer Frau!“

„Otto 3 verstanden“, bestätigte die Besatzung und machte sich sofort auf den Weg.

Nach einigen Minuten meldete sich Otto 3 erneut: „Funkstelle für Otto 3.“

„Funkstelle“, antwortete die Zentrale.

„Otto 3 Sechshauserstraße eingetroffen.“

„Verstanden“, kam die kurze Antwort.

Die Minuten verstrichen, während die Funkstelle auf weitere Informationen wartete. Schließlich, nach etwa 15 Minuten, meldete sich Otto 3 wieder.

„Funkstelle für Otto 3“, rief die Besatzung.

„Funkstelle“, kam die prompte Antwort.

„Bericht Sechshauserstraße: Mann kam erfolgreich seinen ehelichen Pflichten nach. Unterstützung nicht erforderlich. Wir fahren weiter.“

Ein Moment der Stille folgte, bevor die Funkstelle antwortete, dieses Mal jedoch begleitet von einem schallenden Gelächter im Hintergrund: „Funkstelle verstanden.“

Ungewöhnliche Festnahme im Winter

Zu den Aufgaben eines Kriminalbeamten gehört auch die Vollstreckung von Haftbefehlen, insbesondere wenn eine Person ihre Strafe nicht antritt. So war es auch beim Kollegen Karl S., der eines Tages einen kleinen Zuhälter vorführen sollte. Der Mann war kein Unbekannter – er hatte sein „Pferdchen“, wie die Prostituierten genannt wurden, mehrfach grob behandelt und war deshalb wegen Körperverletzung verurteilt worden. Da er nach seiner Verurteilung untergetaucht war, wurde ein Vorführungsbefehl erlassen.

Karl S. erhielt nach gründlicher Recherche einen Hinweis auf den Aufenthaltsort des Gesuchten. Der Zuhälter sollte sich auf einem Abstellplatz für Wohnwagen versteckt halten, umgeben von zahlreichen anderen Fahrzeugen. Gemeinsam mit seinem Kollegen Michael V. machte sich Karl S. frühmorgens im Winter auf den Weg, um den Mann festzunehmen.

Als sie am Abstellplatz ankamen, beobachteten sie eine Weile die Wohnwagen, bis schließlich in einem von ihnen Bewegung zu erkennen war. Der Gesuchte trat heraus, um die kalte Winterluft zu genießen. Die beiden Kollegen eilten sofort los, um den Mann zu überwältigen. Doch dann passierte das Unerwartete: Karl S., der über einen Schotterhaufen sprang, rutschte auf Glatteis aus, stürzte schwer und konnte sich nicht mehr bewegen.

Während Karl S. mit Schmerzen am Boden lag, erkundigte sich Michael V. kurz nach seinem Zustand, bevor er sich allein auf den Weg machte, um die Festnahme durchzuführen. Der Zuhälter, der den gesamten Vorfall beobachtet hatte, war so überrascht, dass er sich widerstandslos festnehmen ließ.

Die Rückkehr zum Dienstwagen gestaltete sich skurril: Karl S., der nicht mehr allein aufstehen konnte, musste von Michael V. und dem festgenommenen Zuhälter gemeinsam gestützt werden. Diese ungewöhnliche Dreierkonstellation brachte Karl S. schließlich zum Wagen zurück, wo er erschöpft Platz nahm.

Zurück auf der Dienststelle traf Michael V. allein im Büro ein und wurde sofort von seinem Chef gefragt, wie die Festnahme verlaufen sei und wo Karl S. sich befinde. Michael berichtete trocken, dass die Festnahme erfolgreich war und der Häftling bereits im Arrest sitze. Auf die erneute Nachfrage, wo denn Karl S. sei, antwortete Michael: „Der sitzt mit dem Rottweiler des Festgenommenen im Dienstwagen. Der Karli hinten und der Rottweiler vorne. Er ist gestürzt, kann nicht gehen und muss ins Spital gebracht werden.“

Der Hund, der trotz seiner imposanten Erscheinung freundlich war, wurde schließlich auf Bitten des Festgenommenen seinem „Pferdchen“ übergeben. Karl S. wurde ins Krankenhaus gebracht und anschließend nach Hause gefahren. Eine größere Zerrung stellte sich als Ursache für seine Bewegungsunfähigkeit heraus. Trotz der Umstände konnte sich Karl S. bei der Schilderung des Vorfalls nicht verkneifen, zu lachen, während seine Kollegen ebenfalls amüsiert waren.

Ein Schwein im Gebüsch: Der skurrile Fund im Arne-Carlson-Park

Es war vor vielen Jahren, irgendwann um 1998, als wir einen besonders ungewöhnlichen Einsatz erhielten. Die Funkstelle meldete uns aufgeregt einen Fund im Arne-Carlson-Park im neunten Wiener Bezirk, direkt im Bereich des Universitätsgeländes. „Nackte Leiche liegt im Gebüsch“ – das war die knappe, aber alarmierende Durchsage, die uns alle sofort in höchste Alarmbereitschaft versetzte.

Mein Kollege und ich waren zu diesem Zeitpunkt auf Streife unterwegs, als der Funkspruch kam. Es war ein normaler Tag gewesen, zumindest bis zu diesem Moment. Doch als wir hörten, was uns am Einsatzort erwartete, spürten wir die Anspannung sofort. Eine nackte Leiche in einem Park – das war kein alltäglicher Fund und die Möglichkeit eines Mordes lag unweigerlich in der Luft.

Mit Blaulicht und Sirene fuhren wir zum Arne-Carlson-Park. Das Gelände war bekannt für seine Nähe zur Universität Wien und für die vielen Studenten, die sich hier tagsüber tummelten. Doch heute sollte alles anders sein. Als wir den Park erreichten, fanden wir den angegebenen Bereich, der mit einem Zaun gespermt und somit für die Öffentlichkeit nicht zugänglich war. Innerhalb dieses Bereichs, halb verdeckt durch dichte Sträucher, lag tatsächlich ein Körper – teilweise entblößt und scheinbar leblos.

Unsere Herzen schlugen schneller. War dies der Beginn eines Mordfalls? Hatten wir es hier mit einem Verbrechen zu tun, das die Stadt erschüttern würde? Alle Anzeichen deuteten zunächst darauf hin und wir bereiteten uns darauf vor, die Szene so vorsichtig wie möglich zu untersuchen, um keine Spuren zu verwischen.

Da der Fundort in einem gespernten Bereich lag, mussten wir zunächst über die Universität Wien, der das Grundstück gehörte, einen Schlüssel organisieren, um Zugang zu erhalten. Nachdem wir den Schlüssel erhalten hatten, betraten wir vorsichtig den Bereich. Jeder Schritt wurde bewusst gesetzt, jede Bewegung genau abgewogen. Wir wollten nichts dem Zufall überlassen, falls es sich tatsächlich um einen Mord handelte.

Als wir schließlich die Sträucher zur Seite schoben, bereit für das Schlimmste, starrten wir plötzlich auf etwas, das uns alle völlig überraschte – vor uns lag kein menschlicher Körper, sondern ein Schwein. Ein totes, bekleidetes Schwein.

Für einen Moment herrschte absolute Stille. Wir sahen uns an, jeder von uns versuchte, das Gesehene zu verarbeiten. War das ein schlechter Scherz? Ein groteskes Missverständnis? Doch dann kam die Erleichterung, die sich in einem nervösen Lachen entlud.

Die Spannung, die sich bis zu diesem Moment aufgebaut hatte, löste sich plötzlich auf.

Natürlich wollten wir wissen, wie es zu diesem bizarren Fund gekommen war. Nach einigen Nachforschungen und Gesprächen mit den Verantwortlichen der Universität stellte sich heraus, dass es sich bei dem Schwein um einen Teil eines wissenschaftlichen Experiments handelte. Studenten der Universität Wien hatten den Verwesungsprozess eines Körpers untersucht und dabei ein Schwein verwendet, um die verschiedenen Stadien zu dokumentieren.

In einer Zeit, in der die Uhren bei der Polizei noch anders tickten, war der Fund einer vermeintlichen Leiche ein wahrer „Wahnsinn“, wie wir es damals nannten. Jeder war sofort in Aufruhr, die Vorstellung eines Mordes schwebte über uns und die Aufregung war allgegenwärtig. Doch am Ende des Tages war es „nur“ ein wissenschaftliches Experiment, das uns alle für einen kurzen Moment an den Rand eines Herzinfarkts brachte.

Dieser Einsatz blieb uns lange im Gedächtnis. Er zeigte uns nicht nur, wie schnell man sich täuschen kann, sondern auch, wie leicht eine vermeintliche Tragödie in etwas völlig Harmloses verwandelt werden kann. Und obwohl es kein Mordfall war, hatten wir dennoch eine Geschichte, die uns immer wieder ein Lächeln ins Gesicht zauberte, wann immer sie erzählt wurde.

Der unerwartete Kaffeeklatsch

Es war ein typischer Tag im Streifendienst, als mein Kollege und ich zu einer Wohnung in der Favoritenstraße gerufen wurden. Wir hatten den Auftrag, einen bestimmten Herrn zu finden und ihn zu einer Befragung mit auf die Wache zu nehmen. Es schien ein routinemäßiger Einsatz zu werden, nichts Außergewöhnliches, einfach die Tür öffnen, die gesuchte Person finden und die Sache erledigen. Doch wie so oft in unserem Beruf kam alles ganz anders.

Als wir vor der Wohnungstür standen, klopfen wir energisch. Wir hörten, dass sich jemand in der Wohnung bewegte, was uns optimistisch stimmte. Kurz darauf öffnete eine freundliche ältere Dame die Tür, lächelte uns an und fragte höflich: „Ja, bitte? Wie kann ich Ihnen helfen?“

Wir erklärten ihr, dass wir nach einem bestimmten Herrn suchten, und nannten den Namen der Person, die wir sprechen wollten. Die Dame schien kurz zu überlegen, dann drehte sie sich um und rief in die Wohnung: „Renate, bitte komm zur Tür, zwei Schwiegersohn-Anwärter sind hier!“

Mein Kollege und ich sahen uns kurz irritiert an, mussten uns aber das Lachen verkneifen. Als glücklich verheiratete Männer war uns sofort klar, dass die ältere Dame uns wohl missverstanden hatte. Kurz darauf erschien die Tochter, Renate, an der Tür – ebenfalls mit einem freundlichen Lächeln und bereit, uns zu begrüßen.

„Kommen Sie doch herein!“, sagte die ältere Dame herzlich. „Setzen Sie sich doch, wir haben gerade Kaffee gemacht und es gibt auch Kuchen.“

Natürlich nahmen wir die Einladung an – nicht aus Gier, sondern natürlich nur, um die Damen zu unserer gesuchten Person besser befragen zu können. In der gemütlichen Wohnküche setzten wir uns an den Tisch und während uns frischer Kaffee und ein köstliches Stück Kuchen serviert wurden, begannen wir, erneut nach dem Herrn zu fragen, den wir eigentlich suchten.

Doch je länger wir uns unterhielten, desto klarer wurde, dass die Damen uns nicht weiterhelfen konnten. Immer wieder fragten wir nach dem Herrn, erklärten, dass wir ihn dringend sprechen müssten, aber es kamen nur Schulterzucken und unschuldige Blicke zurück. Die ältere Dame schaute uns schließlich fragend an und sagte: „Entschuldigen Sie bitte, aber wer genau ist eigentlich dieser Herr? Ich kenne diesen Namen gar nicht und meine Tochter auch nicht.“

Das war der Moment, in dem uns beiden ein leichtes Unbehagen beschlich. Schließlich zückte ich unseren Auftrag und las die

Adresse noch einmal laut vor.

Die ältere Dame lächelte sanft und meinte: „Ach, das erklärt alles! Sie befinden sich an der falschen Adresse. Vielleicht sollten Sie ein Haus weiter gehen, um diesen Herrn zu finden.“

Mein Kollege und ich sahen uns an und konnten es kaum fassen. Wir hatten uns im Haus geirrt! Statt in der richtigen Wohnung zu stehen, hatten wir uns gemütlich in der Nachbarwohnung niedergelassen, Kaffee getrunken und Kuchen gegessen – und das, ohne auch nur einen Schritt näher an unser eigentliches Ziel gekommen zu sein.

Mit einem peinlich berührten Lächeln bedankten wir uns bei den Damen für ihre Gastfreundschaft und versicherten ihnen, dass der Kaffee und der Kuchen ausgezeichnet waren. „Das passiert eben auch den Besten von uns“, sagte ich scherzhaft, während wir uns zur Tür begaben.

Die Damen winkten uns freundlich nach, als wir die Wohnung verließen und uns schließlich auf den Weg zum richtigen Haus machten. Am Ende fanden wir den gesuchten Herrn tatsächlich eine Tür weiter – allerdings ohne Kaffee und Kuchen.

Als wir später im Wachzimmer ankamen, erzählten wir unseren Kollegen von der Verwechslung. Es wurde viel gelacht und der Vorfall ging schnell als eine dieser skurrilen Geschichten in die Annalen unserer Dienststelle ein. Manchmal führt selbst die größte Sorgfalt zu den unerwartetsten Ergebnissen – und in diesem Fall zu einer unerwartet süßen Pause in unserem Polizeialltag.

Mein erstes Strafmandat: Eine Lektion in Eistüten und Geduld

Es war der Sommer 1984 und ich war frischgebackener Polizeischüler, voller Energie und bereit, meinen Dienst auf den Straßen Wiens zu versehen. Dieser Sommer war heiß und die Stadt brodelte vor Leben. Für mich war es ein aufregender Moment, denn ich

durfte zum ersten Mal in einem Polizeiauto meinen Dienst tun. Natürlich stand ich unter der strengen Aufsicht zweier erfahrener Kollegen, die mir den Polizeialltag in all seinen schillernden Facetten näherbrachten. Es dauerte nicht lange, bis ich mich fragte, ob ich mit meiner Berufswahl wirklich richtig lag. Doch heute weiß ich: Ja, denn in kaum einem anderen Beruf gibt es so viel Abwechslung.

An einem besonders heißen Sommertag war es dann endlich so weit. Die Sonne brannte vom Himmel und wir patrouillierten in unserem Streifenwagen auf der äußeren Mariahilfer Straße. Ich saß auf der Rückbank, dem traditionellen Platz für Polizeischüler und gelegentlich auch für Festgenommene, und lauschte aufmerksam den Gesprächen meiner Kollegen. Plötzlich hörte ich die ernste Stimme des älteren Kollegen vom Beifahrersitz: „Das gibt’s jetzt aber nicht wirklich. Der steht da in zweiter Spur vor dem Eissalon und behindert den ganzen Verkehr.“

Neugierig blickte ich nach vorne und sah, worüber sich mein Kollege aufregte. Ein Auto stand mitten in der zweiten Spur, direkt vor einem beliebten Eissalon, und blockierte den Verkehrsfluss erheblich. Der Fahrer hatte es sich wohl einfach gemacht, dachte ich, und sein Auto direkt vor der Eisdiele abgestellt, um sich in der brütenden Hitze schnell eine Abkühlung zu holen. Doch in den Augen meiner Kollegen war das ein klarer Fall von Regelverstoß.

„So geht das nicht“, sagte mein Kollege ernst. „Den nimmst du jetzt an Hunderter ab, vorher machst du eine komplette Fahrzeugkontrolle. Und es gibt keine Abmahnung.“

Mein Herz begann schneller zu schlagen. Es war das erste Mal, dass ich ein Strafmandat ausstellen sollte. Der Gedanke, jemandem Geld abzuknöpfen, war für mich als Neuling gar nicht so einfach. Doch ich wusste, dass ich meine Aufgabe ernst nehmen musste. Also stieg ich aus dem Streifenwagen und näherte mich dem parkenden Auto.

Auf der Beifahrerseite saß eine Dame, die offensichtlich unter der Hitze litt. Ich fragte höflich, wo sich der Lenker des Fahrzeugs

befand. Die Antwort hätte ich mir eigentlich auch selbst denken können – natürlich war er im Eissalon. Und da kam er auch schon heraus, mit zwei prall gefüllten Eistüten in der Hand. Der Mann hatte es sich wirklich leicht gemacht: einfach das Auto abgestellt und rein in den Eissalon, um sich schnell eine Abkühlung zu holen.

Ich trat an ihn heran und begann die Amtshandlung, wie ich es in der Polizeischule gelernt hatte. „Guten Tag, Führerscheinkontrolle, Zulassungsschein und Kfz-Steuer, bitte“, sagte ich formell. Damals musste man noch Markerl mit dem Steuernachweis einkleben und herzeigen. Der Mann reichte mir die Papiere, alles war in Ordnung. Dann fragte ich: „Wissen Sie, warum ich Sie kontrolliere?“

Der Mann nickte und zeigte Einsicht. „Na ja, ich stehe hier nicht wirklich günstig“, gestand er. „Aber bei der Hitze wollte ich das Eis schnell holen und wieder ins Auto steigen.“ Dieser Gedanke war nachvollziehbar – es war wirklich heiß und das Eis würde nicht lange halten. Doch sein Verhalten hatte den Verkehr stark behindert und ich konnte das nicht einfach durchgehen lassen.

„Jetzt zeigen Sie mir bitte noch das Pannendreieck und das Verbandszeug“, forderte ich ihn auf. Auch diese Dinge waren in Ordnung. Es blieb also nichts anderes übrig, als mein erstes Strafmandat auszustellen: 100 Schilling für das Parken in zweiter Spur.

Während ich begann, das Mandat auszufüllen, spürte ich die Nervosität in mir aufsteigen. Es war das erste Mal und ich wollte nichts falsch machen. Doch dann fiel mein Blick auf die Beifahrerin und das Bild, das sich mir bot, werde ich nie vergessen.

Die Dame saß da mit jeweils einer Eistüte in der linken und rechten Hand und versuchte verzweifelt, die schmelzenden Eiskugeln zu retten. Die Sonne brannte gnadenlos und das Eis schmolz schneller, als sie es essen konnte. Sie bewegte ihren Kopf hektisch hin und her, schleckte links, schleckte rechts, doch es schien ein aussichtsloser Kampf gegen die Zeit zu sein. Das Eis tropfte bereits auf ihre Hände und ihre Verzweiflung war unübersehbar.

Ich musste mir ein Lachen verkneifen, während ich das Mandat

ausstellte. Der Anblick dieser Frau, die verzweifelt versuchte, das schmelzende Eis zu retten, während ihr Mann neben ihr auf seine Strafe wartete, war einfach zu komisch. Es war eine absurde Situation, die ich so nicht erwartet hatte.

Als ich das Mandat schließlich überreichte, versuchte ich, professionell zu bleiben, doch das Bild der schleckenden Dame blieb mir im Kopf. Ich bin mir sicher, dass auch der Mann und seine Frau diesen Moment nicht so schnell vergessen werden.

Und so ging mein erstes Strafmandat in die Geschichte ein – nicht nur wegen der Bürokratie, sondern wegen der skurrilen Situation, die es begleitete. Ein denkwürdiger Tag in meiner frühen Polizeikarriere, der mir zeigte, dass man in diesem Beruf wirklich auf alles gefasst sein muss – sogar auf schmelzendes Eis und verzweifelte Schleckversuche.



Meine erste Festnahme

Obwohl ich die Uniform trug und die Gesetze kannte, war ich weit davon entfernt, ein erfahrener Polizist zu sein. Vielmehr war ich noch dabei, die ersten Schritte in der Praxis zu machen. Die ersten Jahre im Außendienst bringen viele neue Erfahrungen mit sich, aber als Polizeischüler war man oft bei Großveranstaltungen eingesetzt, um Absperrungen zu sichern oder einfache Tätigkeiten zu übernehmen. Das Ziel war, ein Gefühl für spätere Einsätze zu entwickeln und gleichzeitig ein wenig Praxisluft zu schnuppern.

An diesem Tag war es nach einem Fußballspiel unsere Aufgabe, einen Bus mit Fans sicher zu begleiten. Der Einsatz schien zunächst harmlos, doch wie so oft kam es anders. Als wir zum Bus kamen, bemerkten wir sofort eine Gruppe von Fans der gegnerischen Mannschaft, die den Bus mit Steinen bewarfen. Es war klar, dass wir eingreifen mussten, auch wenn ich insgeheim zugeben musste, dass ich nicht wirklich ein Fan der Mannschaft im Bus war. Aber so etwas wie Steinwürfe konnte nicht toleriert werden – es war nicht nur gefährlich, sondern auch strafbar.

Als wir uns näherten, bemerkten die jugendlichen Steinwerfer unsere Präsenz und flüchteten sofort in verschiedene Richtungen. Doch einer von ihnen war nicht schnell genug. Er stolperte und fiel direkt vor mir zu Boden. Für einen kurzen Moment wusste ich nicht, was ich tun sollte. Ich half dem jungen Mann auf, schaute ihn an und war mir unsicher, wie ich weiter vorgehen sollte. Mein Blick wanderte zu unserem Kommandanten, der mir nur mit einem knappen Nicken und den Worten „Den musst du jetzt festnehmen“ zu verstehen gab, was zu tun war.

Der junge Mann hatte keinen Ausweis dabei, also führte ich ihn auf das nächstgelegene Wachzimmer – oder wie man es heute nennt, die Polizeiinspektion. Im Wachzimmer angekommen, forderte ich ihn auf, Platz zu nehmen. Doch kaum saß er, bemerkte ich, wie seine Augen sich mit Tränen füllten. Ich war überrascht und fühlte sofort Mitleid. „So schlimm ist das nicht, da kommt

nicht viel heraus“, versuchte ich, ihn zu trösten, ohne wirklich zu wissen, was die Konsequenzen für ihn sein könnten. Doch der junge Mann schüttelte nur den Kopf und sagte: „Das ist es gar nicht. Ich weine, weil ich ein Glasflascherl in der Gesäßtasche hatte, das ist zerbrochen und jetzt sitze ich auf den Splittern.“

Die Tränen und der Schmerz waren nun für mich absolut nachvollziehbar. Schnell half ich ihm, aufzustehen, und von da an verbrachte er den Rest der Amtshandlung stehend. Es war eine absurde Situation, aber irgendwie auch typisch für den Job: Man lernt, dass hinter jeder Begegnung eine ganz eigene Geschichte steckt, die man nicht auf den ersten Blick sieht.

Ein paar Monate später erhielt ich eine Vorladung zur Gerichtsverhandlung, wo ich als Zeuge aussagen sollte. Es handelte sich um das Jugendgericht und als ich den Gerichtssaal betrat, sah ich den jungen Mann wieder. Diesmal saß er aufrecht auf der Bank, aber ich konnte sehen, dass seine Augen wieder feucht waren. Sofort musste ich an das zerbrochene Glasflascherl denken.

Der Richter war ein ruhiger Mann, der offensichtlich bemüht war, den jungen Mann nicht unnötig zu verunsichern. „Sie haben also mit Steinen in Richtung eines Busses geworfen, der dadurch auch hätte beschädigt werden können“, begann der Richter. Der junge Mann schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich habe nicht mit Steinen geworfen.“

Nun war ich an der Reihe. Der Richter fragte mich, ob ich das Werfen gesehen hätte und ob es dadurch zu Beschädigungen am Bus gekommen sei. Ich bestätigte, dass ich den Wurf gesehen hatte, aber Beschädigungen am Bus, die durch den jungen Mann entstanden waren, konnte ich nicht feststellen.

Der Richter wandte sich wieder dem jungen Mann zu und fragte mit einer gewissen Ernsthaftigkeit: „Sie wurden aber von dem Polizisten gesehen, was können Sie dazu sagen?“ Der junge Mann schaute zu Boden und murmelte: „Es waren keine Steine, die ich geworfen habe.“ Der Richter runzelte die Stirn und fragte: „Was war es dann?“ Der junge Mann hob seinen Blick und antwortete

fast schüchtern: „Es waren nur Erdbrocken.“

In diesem Moment konnte ich sehen, wie sich auf den Gesichtern im Gerichtssaal ein Lächeln ausbreitete. Selbst der Richter konnte sich ein Schmunzeln nicht verkneifen. Es war eine skurrile, fast schon humorvolle Wendung in einer eigentlich ernsten Situation. Und obwohl die Sache ihren offiziellen Verlauf nahm, hatte ich das Gefühl, dass der junge Mann aus dieser Erfahrung wirklich etwas gelernt hatte.

Der flüchtige Täter und die Sprachbarriere

Nach einigen Jahren im Dienst war auch ich schon ein älterer Inspektor, mit der Aufgabe, junge Kollegen – die sogenannten ‚Beiwagerln‘ – in die Sitten und Gebräuche des Bezirks einzuführen und ihnen beizubringen, wie man richtig einschreitet.

Eines Tages hatte ich einen jungen Kollegen aus Innsbruck zur Seite gestellt bekommen. Sein Dialekt war ein echtes Erlebnis – niemand konnte ihn wirklich verstehen. Manchmal hatte ich das Gefühl, dass er sich selbst nicht einmal verstand, wenn er nicht genau wüsste, was er gerade gesagt hatte. Aber der Bursche war redlich bemüht, Hochdeutsch zu lernen, und so machte ich mich daran, ihn mit den Besonderheiten unseres Bezirks vertraut zu machen.

Wir waren gerade im Rayon, in der Wasnergasse neben dem Augarten, unterwegs. Der Innsbrucker trug das Funkgerät umgehängt, denn schließlich musste er auch das Funken lernen. Plötzlich hörten wir über Funk, dass ganz in der Nähe ein Wohnungseinbruch stattfand. Keine fünf Minuten später sahen wir den Täter, der aus einem Parterre-Fenster sprang und in Richtung Augarten flüchtete – genau in unseren Bezirk.

Sofort nahmen wir die Verfolgung auf. 100 Meter, 200 Meter, 300 Meter ... aber bald schon merkte ich, dass mir meine geliebten

Marlboro das Leben schwer machten. Der Täter wurde immer kleiner in der Ferne. Es war klar, dass er schneller war als wir, und ich beschloss, dass wir die Sache lieber aufgeben sollten.

Doch plötzlich wurde mein junger Kollege ganz unruhig und rief mir von 20 Metern Entfernung zu:

„Herscht Manschfred ... wos soll i da Funckrrstelle sohchgen? De wollen an Zwischschenperischt!“

Ich lachte innerlich und übersetzte für ihn: „Hallo Manfred, was soll ich der Funkstelle sagen? Die wollen einen Zwischenbericht.“

Ich schrie zurück: „Wurst ... sog eana, der is beuli gaungan.“

Der Innsbrucker, der das Wienerische noch nicht ganz durchschaut hatte, übersetzte meinen Ausdruck „beuli gehen“ wörtlich ins Hochdeutsche und gab folgenden Zwischenbericht durch:

„Funkschtelle – der Täter isch geflohen ... Rischtung BALI.“

Die Funkstelle meldete sich daraufhin verdutzt zurück und ich konnte das Lachen nicht mehr zurückhalten. Bali? Der flüchtige Täter also auf dem Weg ins tropische Paradies? Nein, Bali lag für meinen jungen Kollegen direkt neben der Brigittenau – ganz offensichtlich ein Fall von Sprachverwirrung.

Der Tag endete ohne die Festnahme des Täters, aber dafür mit einer Anekdote, die wir im Revier noch lange mit einem Schmunzeln erzählten. Und mein junger Kollege aus Innsbruck lernte, dass „beuli gehen“ in Wien nicht mit einer Urlaubsreise zu verwechseln ist.

Der Kampf mit der Schreibmaschine: Das Sakkodilemma

In den Tagen, als ich noch Dienst tat, hatte ich das Vergnügen, unter zwei Wachkommandanten zu arbeiten – beide hießen Josef. Um uns das Leben etwas leichter zu machen, hatten wir uns angewöhnt, sie einfach „1er-Pepi“ und „2er-Pepi“ zu nennen. Der 1er-Pepi war der Dienstältere und eine echte Ausnahmeerscheinung

unter den damaligen Inspektoren. Während die meisten von uns im traditionellen Zwei-Finger-Adlersuchsystem auf der luftgekühlten Olympus-Schreibmaschine herumhämmerten, beherrschte der 1er-Pepi das Tippen mit einer beeindruckenden Geschwindigkeit von 250 Anschlägen pro Minute. Wir haben ihn dafür regelrecht beneidet.

Eines Tages, als er wieder einmal eine Anzeige aufnahm, flogen seine Finger förmlich über die Tasten. Es klang wie Musik in unseren Ohren – das rhythmische „rrrrt ... rrrrt“ des Schlittens und das kraftvolle „kawummm“, wenn er die Zeile wechselte. Doch plötzlich wurde es still. Totenstille.

Was war passiert? Wir sahen uns an und fragten uns, ob der 1er-Pepi vielleicht einen „Sekudentod“ erlitten hatte – einen Schlaganfall oder Ähnliches?

Nach einer gefühlten Ewigkeit rief der 1er-Pepi plötzlich aus seinem Büro: „Herst, 2er-Pepi – kumm ausse zu mir – i hob do a Problem.“

Der 2er-Pepi, nicht weniger erstaunt, fragte: „Wo’s brauchst denn, 1er-Pepi?“

Der 1er-Pepi antwortete mit einem tiefen Seufzer: „I schreib do grod a Anzeige mit an unbekanntem Täter und der hot a kariertes Sakko ang’hobt. Jetz’ da schreib i eh schon Anzug, weil i glaub net amol du wast, mit wieviel ,ck‘ man Sakko schreibt. Oba wia schreibt ma ,kariert‘?“

Der 2er-Pepi kratzte sich am Kopf und meinte schließlich: „Herst, 1er-Pepi – jetzt host mi z’schnell g’fragt. Wast wo’s, i hob’s – schreibst einfach: ‚Der Anzug vom Täter war ... hin und her gestreift.‘“

Das Gelächter, das daraufhin durch die Gänge der Wache hallte, war ohrenbetäubend. Die beiden Pepis hatten es wieder einmal geschafft, einen vermeintlich ernsten Moment in einen köstlichen Gag zu verwandeln. Und der „kariert-gestreifte“ Anzug des unbekannten Täters wurde in unserer Runde noch lange als Running Gag verwendet.

Fredi in Aktion

In meiner Zeit bei der Polizei hatten wir im Rayon immer ausgezeichnete Kontakte zu den örtlichen Geschäftsleuten. Einer unserer engsten Freunde war Fredi, der Spenglermeister, dessen Werkstatt direkt neben dem Wachzimmer lag. Fredi war ein älterer Herr, der immer gut gekleidet und stets für einen Scherz zu haben war. Besonders liebenswürdig war seine Angewohnheit, uns nachts mit Essen und Getränken vom Wirt gegenüber zu versorgen – manchmal sogar mit etwas zu viel des Guten. Nicht selten passierte es, dass er nach einem ausgiebigen Umtrunk bei uns im Wachzimmer einschlief, sehr zur Erleichterung seiner Frau, die froh war, eine Nacht lang ohne seine Schnarcherei schlafen zu können.

Aber Fredi war nicht nur für seine Scherze und sein freundliches Wesen bekannt, sondern auch für seine Eloquenz und seine Bereitschaft, uns bei so mancher Amtshandlung zu unterstützen – manchmal auf ziemlich unkonventionelle Weise.

Eines Nachts, mitten in den 1970er-Jahren, es war schon um zwei Uhr früh, erwischten wir am Gaußplatz einen stark alkoholisierten Autofahrer. Damals nutzten wir noch den altbekannten Röhrchentest, um den Alkoholpegel zu messen. Für die Jüngeren unter uns, die das vielleicht nicht mehr kennen: Das Röhrchen war ein kleines Glasröhrchen mit gelbem Granulat, das sich grün verfärbte, wenn der Proband hineinpustete und genug Alkohol im Blut hatte. Eine Verfärbung bis zur Markierungslinie bedeutete etwa 0,8 Promille – die Grenze lag damals bei 0,5 Promille.

Der Lenker, den wir erwischt hatten, pustete so kräftig, dass das Röhrchen dunkelgrün wurde – locker zwei Promille. Wir nahmen ihm die Autoschlüssel und den Führerschein ab, untersagten die Weiterfahrt und informierten ihn über die bevorstehende Anzeige.

Doch der Lenker war nicht einverstanden und lallte: „Inspekta, des los i ma net g’follen – des Röhr is g’zinkt, weil nach acht Vierteln schlogt des net so aus ... i wü an Amtsarzt!“

Ich versuchte, ihm klarzumachen, dass das keinen Sinn machen

würde und ihn nur mehr Geld kosten würde, aber er blieb stur: „Wurscht ... i wüll an Amtsarzt.“

Gut, der Kunde ist König, also packten wir ihn in unseren VW Käfer und fuhren zurück zum Wachzimmer.

Der Alkolenker nahm im Parteienraum Platz, als ich plötzlich ein Klirren aus unserem Besprechungsraum hörte. Ich schaute nach und sah, wie Fredi sich gerade einen Spritzer einschenkte. Da kam mir eine Idee.

„Hören Sie, Sie haben Glück – der Amtsarzt ist gerade da“, sagte ich zum Lenker und wandte mich dann an Fredi: „Fredi, sauf’ aus dein Spritza, du muaßt an Amtsarzt spielen. Zieh dir den weißen Verkehrsreglermantel an, setz dir deinen Filzhut auf, nimm die Taschenlampe als medizintechnisches Instrument und mach mit ihm die Gleichgewichtstests ... und schön sprechen!“

Fredi, schon etwas torkelnd, kam aus dem Raum und stellte sich als „Dr. Huber, Ihr zuständiger Amtsarzt“ vor. Er hatte eine beeindruckende Fahne, aber der Alkolenker war selbst so betrunken, dass es ihm nicht auffiel. Die beiden Fahnenträger – echte Veltlinerpatrioten – führten dann gemeinsam die Gleichgewichtstests durch, wobei Fredi schließlich zur Diagnose kam:

„Red’ ma offen – wir san jo zwa Maunda – i sauf jo a ... heut’ net, weil i bin jo im Dienst ... aber Sie hoben viel zu viel ... Jetzt hoben’s mir g’sogt, verheiratet san’s ... also waun ma jetzt zur Blutabnahme schreiten ... des kost’ viel Geld ... und wauns wegen dem Bledsinn des Haushaltsgeld Ihrer Gattin schmälern, dann werdens richtig abräumen.“

Der Lenker stimmte zu, dass er „tuttendicht“ war und nur noch ins Bett wollte. Zufrieden ging Fredi zurück zu seinem Spritzer.

Doch gerade als der Lenker gehen wollte, ging plötzlich die Tür auf – und der echte Amtsarzt stand da. Wir hatten ihn nicht gerufen, aber Pepi, der Schoitl, immer pflichtbewusst, war zufällig vorbeigekommen und wollte uns einen Gefallen tun. Der Amtsarzt war schlecht gelaunt, sah das dunkelgrüne Röhrchen und brüllte den Lenker an:

„A Wahnsinn mit Ihnen, a potenzieller Mörder auf vier Radl'n! Wenn's nach mir ginge, wär' der Führerschein weg für immer, und überhaupt – wegg'perrt g'hörten's!“

Der Lenker, der gerade aufgestanden war, schaute den Amtsarzt an und sagte: „Herr Dokta, mit Ihnen red' i überhaupt nix ... Sie san in meine Augen a Orsch ... weil der Arzt, der zuerst do war, des wor a Maunn.“

Ich versuchte, die Situation zu retten: „Herr Doktor ... i weiß net, von was der red't.“

Mein Kollege Gerhard, der die Amtshandlung mit mir gemacht hatte, war zum Glück so geistesgegenwärtig und verwickelte den Amtsarzt in ein Gespräch, sodass er nicht weiter hinschaute. Ich flüsterte dem Lenker zu: „Oida, schleich di, renn' weg ... die Wachzimmertür is eh offen.“

Und tatsächlich, der Lenker stürmte aus dem Wachzimmer, so schnell ihn seine alkoholisierten Beine tragen konnten. Der Amtsarzt sah ihn gerade noch wegrennen und schrie mich an: „Inspektor, der flüchtet... rennans eam noch!“

Ich antwortete trocken: „Jo, des sich i eh, kaun oba net... hob scho de Hausschlapferl an.“

Und so endete eine Nacht, die allen lange in Erinnerung bleiben sollte – nicht nur wegen des improvisierten „Amtsarztes“ Fredi, sondern auch wegen der kreativen Art, wie wir die Dinge manchmal lösen mussten.



Mitternächtlicher Einsatz

Nach Mitternacht wurden die Einsätze immer skurriler. Damals gab es nicht viel Unterhaltung im heimischen Wohnzimmer – ein bisschen Tschechern mit den Freunden und dann war da nur noch das Fernsehen. FS1 und FS2, die heute als ORF1 und ORF2 bekannt sind, zeigten spätestens um Mitternacht die Bundeshymne und danach war Schluss. Wer wollte, konnte noch das Testbild bewundern, bevor das Bildschirmrauschen bis zum Schichtarbeiterprogramm anhielt.

In dieser toten Stunde griffen die Leute oft zum Telefon und riefen die Polizei, vor allem wenn der Fernsehabend nicht das gewünschte Maß an Unterhaltung geboten hatte. Oft erhielten wir dann Anrufe mit Meldungen wie „Unfall in Wohnung befürchtet“, weil sich jemand Sorgen um einen Freund machte, der nach dem Branntweiner oder der Susi nicht mehr aufgetaucht war.

Solche Einsätze endeten meistens damit, dass wir den Gesuchten dann noch beim Branntweiner oder mit der Susi antrafen. Der übliche Schlussbericht lautete: „Dem Herrn Franz geht's gut ... es handelte sich um eine Mystifikation.“

Aber wenn im März oder April ein Einsatz mit dem Zusatz „Der Christbaum ist noch beleuchtet“ einging, dann wussten wir: Das wird eine geruchsintensive Amtshandlung.

Einmal, um vier Uhr früh, wurden wir in einen Gemeindebau gerufen – mal wieder ein „Unfall in Wohnung befürchtet“. Als wir ankamen, standen schon alle Hausbewohner draußen und warteten auf „Action“. Das Prozedere war immer das gleiche: Erst läuten, keiner macht auf. Dann klopfen, wieder keine Reaktion.

Ich schnappte mir meine Taschenlampe mit der Varta-Blockbatterie – die gute alte Grableuchte – und leuchtete durch den Briefschlitz. Da war etwas passiert. Wir mussten rein.

Heldenhaft warfen wir uns dreimal gegen die Tür, bis sie schließlich aus den Angeln flog und flach in die Wohnung krachte. Meine Schulter erinnert mich noch heute daran. Drinnen bot sich uns

ein trauriges Bild: Ein Mann hing leblos am Luster. Der Exitus war eindeutig schon eingetreten.

Die Wohnung war voll ‚zugerammelt‘ – ein echter Messie-Haushalt und der Gestank war unerträglich. Doch bevor wir etwas tun konnten, strömten die neugierigen Hausparteien herbei, die Tür lag ja schließlich auf dem Boden.

Hauspartei 1: „Inspektan, tat’s eam obe. I hilf euch, Mund-zu-Mund-Beatmung!“

Hauspartei 2: „Der schaut aber net g’sund aus!“

Dann bog der betrunkene Hausmeister um die Ecke.

Hausmeister: „Hee, wer hot den auf den Luster g’hängt? Laut Hausordnung is’ des net gestattet!“

Es war klar, dass ich etwas tun musste, um das pietätlose Verhalten der Hausbewohner zu beenden. Also beschloss ich, die Leiche anzuheben, damit mein Kollege sie abschneiden konnte. Aber wohin dann? Die Wohnung war bis zum Rand vollgestellt und die Zuschauer warteten gespannt darauf, was ich mit der Leiche machen würde.

Ich hielt den Toten fest an mich gedrückt und sah mich um. Wohin mit ihm? Verstecken auf einem Zeitungsstapel war unmöglich, der hätte ihn nicht gehalten. Schließlich entdeckte ich rechts neben der Eingangstür ein kleines ‚Mäuerl‘, vor dem ein Kühlschrank stand.

„Hausmeister, halt die Leich! Net auslassen!“

Ich zog den Kühlschrank von der Mauer weg, schnappte mir die Leiche und lehnte sie an die Mauer. Dann schob ich den Kühlschrank wieder davor, um den Toten zu fixieren. Jetzt stand er da – keiner konnte ihn mehr sehen. Dachte ich.

Aber in solchen Fällen muss man auch den Amtsarzt rufen, um festzustellen, ob Fremd- oder Eigenverschulden vorliegt. Schließlich kam der verschlafene Amtsarzt zur Tür herein.

Amtsarzt: „Morgähhhh, die Kollegen ... wo is’n die Leich?“

Ich: „Eh do, der, den Sie beim einekumman als ersten g’riasst hom?“

Die Moral von der Geschicht’: Leichen grüßen nicht.

Ein Planquadrat der besonderen Art

117

Es war im Jahr 1985, als ich bereits als junger Wachkommandant in Wien-Floridsdorf tätig war. Eines Tages bekamen wir einen neuen dienstzugeteilten Offizier – einen Oberleutnant Ing. Rudolf aus der Fernmeldeabteilung in Feldkirch. Ein echter Praktiker, der uns Wiener Polizisten gleich bei seinem ersten Nachtdienst zeigen wollte, wie er gedenkt, einen Schlag gegen die Wiener Unterwelt zu führen. Dafür ordnete er ein Planquadrat an, das den gesamten Bezirk Floridsdorf umfasste. Sein Plan: die Jagd auf Autodiebe, Alkohollenker, Schnelfahrer und Falschparker. Kurz gesagt: Alles und jeden, der uns in die Quere kam, wollten wir an diesem Abend besonders überwachen.

Und ich hatte die Ehre, sein Chauffeur zu sein, im guten alten VW-T3 Transporter-Bus. Das Sicherheitsmerkmal dieses Fahrzeugs? Eine Sollbruchstelle an der Lenkersäule – was uns nicht gerade Vertrauen einflößte, aber wir nahmen es mit Humor.

Bis vier Uhr morgens durchkämmten wir den Bezirk, doch der große Erfolg blieb aus. Der Oberleutnant Rudi war sichtlich frustriert, als wir schließlich auf dem Rückweg zum Kommissariat waren. Da bemerkte ich, wie ein älterer Mann auf einer Kreuzung bei Rotlicht für Fußgänger steifen Schrittes über die Straße marschierte.

„Herr Bezirksinspektor, haben Sie das nicht gesehen? Halten Sie an!“, befahl der Oberleutnant.

„Was, den alten Mann? Na freilich, bin ja nicht blind“, erwiderte ich.

„Dann halten Sie an ... wir müssen einschreiten“, beharrte Rudi.

Ich versuchte, ihm zu erklären, dass es keinen Sinn machte, den Mann jetzt noch aufzuhalten. Schließlich war der alte Herr bereits auf der anderen Straßenseite und um diese Uhrzeit fuhr ohnehin kaum noch ein Auto herum – außer uns, natürlich.

„Halten Sie an ... wir brauchen Erfolge!“, schrie der Oberleutnant aufgebracht.

Also hielt ich an und der Oberleutnant stieg aus, um den alten Herrn zu „beamtshandeln“. Er rezitierte ihm sämtliche verfügbaren Paragraphen, doch das schien dem alten Mann völlig egal zu sein. Er

lehnte sich nur mit seinem Popo an die Hausmauer, rutschte langsam herunter und saß schließlich mit ausgestreckten Beinen und verschränkten Händen auf dem Gehsteig – schmollend wie ein trotziges Kind.

Nun stieg auch ich aus und schlug dem Oberleutnant vor: „Herr Oberleutnant, das bringt nichts mehr. Setzen wir den Votta zu uns in den Funkwagen, drehen ein kleines Runderl und fragen ihn, wo er wohnt. Vielleicht erzählt er es uns, dann bringen wir ihn heim und er ist keine Gefährdung mehr für den – sowieso nicht vorhandenen – Straßenverkehr.“

Gesagt, getan. Wir setzten den alten Mann in die zweite Sitzreihe des Busses. Doch das stellte sich schnell als Fehler heraus – der Mann stank aus allen Körperöffnungen und dicke Luftschwaden wälzten sich an meinen Ohren vorbei und reflektierten an der Windschutzscheibe. Ich nahm nur noch drei Atemzüge pro Minute, so übel war der Geruch.

Trotzdem versuchte ich, freundlich zu bleiben, aber der Mann sagte kein Wort darüber, wo er wohnt. Plötzlich gab es ein Scheppern im VW-Bus. „Na gut“, dachte ich, „der Bus hat sein Eigenleben.“ Doch als das Scheppern erneut zu hören war, dämmerte mir, dass etwas nicht stimmte. Wenig später begann der alte Herr zu schnarchen.

„So, Herr Oberleutnant, jetzt sind wir das Ausnüchterungstaxi bis in der Früh“, sagte ich. „Mein Vorschlag: Wir bringen ihn wieder dorthin, wo wir ihn aufgelesen haben, setzen ihn wieder auf den Gehsteig. Meistens erholen sich solche Personen an der frischen Luft und setzen den Heimweg fort. Wir drehen ein kleines Runderl und schauen nach ein paar Minuten noch mal vorbei. Sollte er immer noch dasitzen, packen wir ihn wieder ein und stecken ihn aufs Koat zwecks Ausnüchterung.“

Als wir den Mann wieder absetzen wollten, stellte ich jedoch fest, dass etwas nicht stimmte. „Bist du deppert ... wo san die Hax'n?“, rief ich. Der Mann hatte sich ab dem Becken abwärts als „nicht vorhanden“ herausgestellt. Ich schaute genauer hin und entdeckte im VW-Bus zwei hölzerne Ganzbeinprothesen – die er sich im Bus abgenommen hatte. Diese hatten das Scheppern verursacht.

Schnell schnallte ich ihm die Prothesen wieder an, damit der Oberleutnant nichts mitbekam. Wir setzten ihn auf den Gehsteig und verabschiedeten uns mit einem „Tschüss Rapa – kumm guat ham“.

Ein paar Minuten später erhielt ein anderer Bezirksfunkwagen einen Einsatz mit dem Grund „Regloser“ – genau an der besagten Örtlichkeit. Die Kollegen, die eintrafen, verstanden die Situation besser und brachten den Mann tatsächlich nach Hause.

Am nächsten Morgen traf ich die Funkwagenbesatzung wieder. Einer der Kollegen fragte mich: „Hearst, jetzt muss i dich was fragen – das war eigenartig. Wie ma hinkommen san zu dem Reglosen, haben aus alle drei Stockwerke ca. 15 Bewohner ausg’schaut und einhellig sinngemäß Folgendes angegeben: Für sie sehr merkwürdig – do is a weißer Bus stehn’ geblieben – dann san zwei Männer ausg’stiegen mit a Haufen Sternderl auf der Blusen – hoben den dort hin g’setzt – und san wieder wegg’fahren. De hoaben g’meint, des könnten Polizisten gewesen sein.“

Doch dann fügte der Kollege hinzu: „Und ganz arg war es dann, wie wir mit dem alten Vatter zu seiner Wohnung gehen wollten – der hat dauernd auf die Pfeifen gehaut. Bis wir drauf gekommen san, dass sich der Vollkoffer seine Prothesen verkehrt herum angeschnallt hat.“

Ich blieb mucksmäuschenstill.



Tschick in der Früh – Ein skurriler Nachtdienst

Glücklicherweise neigt sich auch der längste Nachtdienst irgendwann dem Ende zu. Wenn man dann das Glück hat, nur Beifahrer zu sein und sich auf den Lenker des Funkwagens verlassen kann, macht man es sich im VW Käfer ein bisschen gemütlich. So erging es mir an einem dieser morgendlichen Einsätze. Ich kurbelte die Lehne meines Sitzes etwas zurück, stellte den Sitz um zwei Rasten nach hinten, um mehr Beinfreiheit zu haben, öffnete das Fenster einen Spalt, damit der Zigarettenrauch rausziehen konnte, und glitt in den Ruhezustand. Teilnahmslos starrte ich durch die Windschutzscheibe, bereit, nur dann zu reagieren, wenn das Funkgerät sich meldete.

Es war so gegen sechs Uhr morgens, als mein Kollege Georg den Streifenwagen am Wallensteinplatz anhielt. Die Ampel stand auf Rot und ich registrierte rechts von mir etwa 20 Personen, die auf die BIM – die Straßenbahn – warteten. Ich zog noch einmal an meiner Zigarette, schaute geradeaus, schnippte den Tschickstummel aus dem Fenster, dann wieder nach rechts, wieder geradeaus – und plötzlich war ich hellwach. Mir wurde blitzartig klar, dass der Tschickstummel nirgendwo auf dem Boden gelandet war.

Auf einmal kommt ein älterer Herr zur Seite des Funkwagens. „Bist du narrisch, hot der wos g’sehn?“, schoss es mir durch den Kopf. Der Mann salutierte zackig und aus Reflex salutierte ich zurück. Er salutierte erneut und ich tat es ihm gleich, noch immer völlig perplex.

Ich möchte an dieser Stelle erwähnen, dass die älteren Herren damals sehr respektvoll gegenüber der Polizei waren. Sie hatten eine gewisse Ehrfurcht vor uns und salutierten oft mit einer fast schon militärischen Präzision, die sie wohl aus früheren Zeiten beibehalten hatten.

Dann schlug der ältere Herr die Hacken zusammen und verkündete laut: „Herr General, Sturmbannführer Quasnitschka meldet: 20 Passanten angetreten, auf das Massenbeförderungsmittel, die

5er-BIM wartend!“

Ich konnte mir ein Grinsen kaum verkneifen und antwortete ernsthaft: „Danke, weitermachen!“

Der Mann machte eine scharfe Kehrtwende und marschierte ab. Doch etwas ließ mich innehalten – da war ein kleiner Rauchschaden an seiner Hutkrempe zu erkennen. Mein Tschickstummel hatte wohl sein Ziel verfehlt und war direkt auf dem Hut des alten Herrn gelandet.

Sofort überlegte ich, wie ich in dieser Situation reagieren sollte. In der Polizeischule wird man auf vieles vorbereitet, aber nicht auf solch kuriose Momente. Sollte ich aussteigen, den Feuerlöscher aktivieren und ihm zur Hilfe eilen? Oder sollte ich die Sache einfach ignorieren und weiterfahren? Schließlich entschied ich mich für die letzte Option, um das positive Bild der Polizei zu wahren. „Na, ich muss den Kollateralschaden, des Lücklerl im Hut, in Kauf nehmen“, dachte ich. „Nur weg hier!“

„Georgie, Einsatz!“, rief ich dem Kollegen zu. „Ich erklär’ dir das alles später.“ Und schon waren wir weg, das Blaulicht und das Folgetonhorn aktiviert, um möglichst schnell das Weite zu suchen.

Im Rückspiegel sah ich noch, wie der „Sturmbannführer“ mir nachwinkte.

Die unerwartete Herausforderung bei der Botschaft

Überstunden gehörten damals einfach zum Dienst dazu. Besonders nach einem langen Nachtdienst, wenn wir gleich im Anschluss für zwölf Stunden vor einer Botschaft im Wiener Nobelbezirk Döbling abgestellt wurden. An solchen Tagen half nur jede Menge Kaffee, um wach zu bleiben. Dazu noch ein paar Gläser Wasser, um nicht zu dehydrieren, und mindestens ein Päckchen Marlboro – die Spitze der Ernährungspyramide für jeden Polizisten im Bereitschaftsdienst.

Es war ein kalter Novembermorgen, feucht und regnerisch, und ich stand vor der Botschaft. Keine zehn Minuten waren vergangen, als sich der halbe Liter Kaffee bemerkbar machte. Sofort spürte ich, wie meine Blase drängte. Die Uhr zeigte noch zwei Stunden bis zur Ablösung und die Panik begann sich langsam einzuschleichen. Denn eines war klar: Tropfenweise Entlastung war in der Uniform schlicht unmöglich.

Ein Notfallplan musste her. Die Ausgangslage war gar nicht so schlecht: Hinter mir die Botschaft, vor mir der Gehsteig und ein Grünstreifen, auf dem in regelmäßigen Abständen zarte Bäumchen standen. Direkt rechts über mir die Ampel, die mir eine kurze Verschnaufpause verschaffen konnte – 38 Sekunden zwischen dem Umschalten auf Rot und dem ersten herannahenden Auto.

Ich bereitete mich also vor. Der Regenmantel und der Wintermantel wurden geöffnet, genauso wie das Hosentürl. Meine UZI, die israelische Maschinenpistole, diente mir dabei als praktisches Hilfsmittel: Den Lauf hinter die Zwiebschichten gesteckt und den Schaft auf der anderen Seite – so war ich bereit für den schnellen Zugriff.

Ich schlich mich in Richtung eines der Bäumchen, in Skispringervorhaltestellung, und als die Ampel auf Rot schaltete, legte ich los. Endlich, die ersehnte Erleichterung. Doch plötzlich, aus dem Nichts, entdeckte ich in meinem rechten Augenwinkel etwas, das nicht hätte sein dürfen – einen Bus! Und nicht irgendeinen Bus, sondern einer voller Mädchen, die mir begeistert zuwinkten.

Natürlich konnte ich nicht anders, als zurückzuwinken. Dabei versuchte ich, die Situation so gut wie möglich zu kaschieren. Aber die Vorstellung, wie das heute mit Handykameras und Social Media gelaufen wäre, ließ mich später schmunzeln. Ein Posting von einem Polizisten mit freigelegtem „Prinzen“ wäre wohl nicht nur zum viralen Hit geworden, sondern hätte mich sicher auch in die Nähe des Herrn Oberst gebracht.

Zum Glück sind die Bäume vor der Botschaft heute dicker geworden. Da tun sich die Kollegen doch um einiges leichter, ihre Notfälle diskret zu lösen.

Nachschießen

Es kommt nicht selten vor, dass ich gefragt werde: „Satke, du hast doch eine Dienstwaffe, musstest du die jemals benutzen?“ Meine Antwort ist dann meist dieselbe: „Klar, oft genug – aber meistens nur am Schießplatz. Jeder Schuss ein Treffer!“

123

Im Einsatz ist es natürlich anders. Besonders wenn man einen Straftäter verfolgt, sei es ein Einbrecher oder ein Notzuchter. Manchmal, wenn ich merkte, dass der Kerl schneller war als ich, zog ich die Waffe und schoss in die Luft – Warnschüsse, versteht sich. Das war dann das psychologische Mittel der Wahl. Denn wenn dem Flüchtenden der Arsch auf Grundeis geht, ergibt er sich und ich hab ihn.

Natürlich, wenn der Kerl dann im Häfn landet und dort von den Profis erfährt, dass er ein Trottler war, weil er sich ergeben hat – tja, dann ist das so. Jeder weiß doch: Die Polizei schießt nicht von hinten nach! Wenn sich einer also ergibt, dann war das ein Anfänger. Und wenn einer weiterläuft, dann ist das ein Studierter.

Zum Glück hatte ich nie eine Situation, in der ich die Waffe wirklich auf jemanden richten und abdrücken musste. Keine lebensgefährlichen Schusswaffengebräuche, keine „Face-to-face“-Momente. Aber es gibt eine Geschichte, die ich euch erzählen muss – eine von der Extraklasse.

Es war Nacht und wir waren im Funkwagen unterwegs. Ich saß am Steuer und DER Walter, mein Kollege, war Beifahrer. Plötzlich überhole ich ein Motorrad und im Rückspiegel sehe ich, wie der Fahrer abrupt abbremst, das Ding zur Seite schmeißt und davonrennt. Ein Motorraddieb – Inspektor Zufall hatte zugeschlagen!

Ich hielt den Funkwagen an, der Walter sprang raus und nahm die Verfolgung auf. Währenddessen habe ich schnell den Wagen abgesperrt – man will ja nicht, dass er auch noch geklaut wird – und bin dann ebenfalls losgespurt.

So rennen wir also: vorn der Motorraddieb, zehn Meter dahinter DER Walter und ich ... na ja, weit hinter dem Walter. Wir ziehen

schon die zweite Ehrenrunde um den Häuserblock, als DER Walter plötzlich brüllt: „Stehen bleiben oder ich schieße!“ Er wiederholt es: „Stehen bleiben oder ich schieße!“ Der Kerl läuft weiter und Walter wird langsam ungeduldig.

Schließlich schreit er: „Stehen bleiben – jetzt schieße ich!“ Er greift zum Holster, zieht die Glock 17, entsichert – und zielt direkt auf den Schädel des Typen. Der kriegt einen Schreck, stürzt und bleibt liegen, während die Sterne um seinen Kopf kreisen.

Walter geht hin, bückt sich und hebt die Waffe auf, die dem Typen wohl die Sinne weggeblasen hat. Als der Kerl wieder zu sich kommt, mit einem hübschen Schotterausschlag im Gesicht, fragt er: „Inspektor, hätten Sie wirklich geschossen?“

Walter grinst nur: „Hab ich doch – hast du’s nicht gemerkt?“

Ja, bei der Polizei erlebt man so einiges. Da kommen viele Geschichten zusammen, von alten Zeiten mit dem Vierteltelefon und den FS1 und FS2 bis hin zu den Ehrenkodizes im Gauner- und Striz-zimilieu. Aber diese Geschichte bleibt mir besonders im Gedächtnis – weil es eben nicht immer nur um das Schießen geht, sondern auch um das, was man daraus macht.

Danksagung

Ein riesiges Dankeschön an alle Wiener Polizistinnen und Polizisten, die uns mit ihren Erlebnissen und Geschichten für dieses Buch nicht nur unterstützt, sondern inspiriert haben! Ohne eure Offenheit und die Bereitschaft, uns einen Einblick in euren faszinierenden, manchmal herausfordernden, aber auch humorvollen Alltag zu gewähren, wäre dieses Buch nie möglich gewesen. Ihr habt uns gezeigt, dass der Polizeidienst nicht nur harte Arbeit bedeutet, sondern auch voller überraschender, menschlicher und skurriler Momente steckt, die diesen Beruf so einzigartig machen.

Ein ganz besonderer Dank geht an diejenigen unter euch, die uns mit ihren unvergesslichen Anekdoten bereichert haben. Eure Geschichten lassen uns nicht nur schmunzeln und nachdenken, sondern zeigen auch eindrucksvoll, dass hinter jeder Uniform ein Mensch mit Herz, Humor und einer gehörigen Portion Menschlichkeit steckt.

Geschichten von:

Altenburger, Karin

Bara, Marianne

Eggenreich, Rudolf

Eisner, Michael: „Warum wird man Polizist?“, „Das Christkindl und der Abteilungsinspektor“, „Vom Christkindl zum echten ‚Wochta‘“, „Von der Dachkante ins kalte Wasser“, „Der Fall in die Dunkelheit“, „Von ‚weißen Mäusen‘ und unerwarteten Abenteuern“, „Ein nächtliches Abenteuer mit der Multabox“, „Die kleinen Momente des Glücks im Polizeidienst“ und „Wie wird man ein Mensch?“

Ergen, Serkan: „Ein unerwartetes Kompliment im Aufzug“

Fichtinger, Martin

Härtl, Wolfgang

Kastel, Wolfgang

Langer, Erhard: „Ein Banküberfall der nicht alltäglichen Art“, „Ein Vorfall im zwischenmenschlichen Bereich“, „Unser Freund Axel“, „Ein Heiratsschwindler“, „Dumm gelaufen“ und „Ein misslungener Suchtgiftankauf“

Lutz, Christine

M.

Roth, Uwe

Scherscher, Manuel

Seligo, Robert

Takacs, Michael

Weber, Wolfgang: „Der Käfer“, „Der VW-Bus“, „Ein Missverständnis in Bagdad“, „Funkverkehr: Ein Einsatz in der Sechshauserstraße“ und „Ungewöhnliche Festnahme im Winter“

Weiss, Andreas

In memoriam Manfred Satke – jahrzehntelang eine feste Größe bei der Wiener Polizei. Dank der großzügigen Unterstützung seiner Frau Magdalena konnten seine Geschichten für dieses Buch neu aufbereitet werden. Diese Erzählungen, die auf wahren Begebenheiten basieren, stammen aus seinem Polizeikabarett und tragen so klangvolle Titel wie: „Der flüchtige Täter und die Sprachbarriere“, „Der Kampf mit der Schreibmaschine: Das Sakkodilemma“, „Fredi in Aktion“, „Mitternächtlicher Einsatz“, „Ein Planquadrat der besonderen Art“, „Tschick in der Früh – Ein skurriler Nachtdienst“, „Die unerwartete Herausforderung bei der Botschaft“ und „Nachschießen“.

Ein großer Dank gilt der Landespolizeidirektion Wien (LPD Wien), deren wertvolle Unterstützung dieses Buchprojekt erst möglich gemacht hat. Ohne ihre Mithilfe wäre dieses Werk in dieser Form nicht entstanden. Herzlichen Dank!

